

Das Paar

Eine systemische Beschreibung intimer Komplexität

Teil I: Liebesbeziehungen

Übersicht: Die Paarbeziehung wird unter dem Blickwinkel der neueren Systemtheorie beschrieben. Nach der Umstellung von personenzentrierten Sozialsystemen auf sinnproduzierende Kommunikationssysteme ergeben sich vielfältige Möglichkeiten der Beschreibung des Paares. Dasselbe Paar kann mehrere unterschiedliche Kommunikationssysteme mit unterschiedlichen und teilweise unvereinbaren Kommunikationscodes realisieren.

In diesem ersten Teil wird das Kommunikationssystem der Liebesbeziehung und der Kommunikationscode der Liebe beschrieben. Die Liebe als ein kulturelles Phänomen hat einige zentrale Funktionen. Diese sind charakteristisch für die Liebesbeziehung und stellen die Unterschiede zu anderen Funktionssystemen in unserer Gesellschaft sicher.

Paare, Ehen und Familien

Denkt man an *das Paar*, erscheint dieser Begriff zunächst selbstverständlich und nicht erklärungsbedürftig. Weitere passende Begriffe fallen einem ein: Paarbeziehung, Liebespaar, Ehepaar, Hochzeitspaar, Paarung, paaren ... eben Paarbeziehungen. Man denkt an zwei Menschen, die irgendwie zusammengehören, miteinander verbunden sind und irgendeine Gemeinsamkeit haben.

So selbstverständlich Paarbeziehungen sind, so schwer haben sie es, vor allem in der noch immer weit verbreiteten juristischen Vertragsform der Ehe, als eigenständige und abgegrenzte Einheiten gesehen und erfahren zu werden. Meist wird die Ehe als ein Paarverhältnis betrachtet, das auf sein *eigentliches* Ziel verweist: die Familienbildung. Wenn der Zweck der Heirat in der Gründung einer Familie besteht, wird die Elternschaft zur Vollendung der Ehe. Entsprechend schwer hat sie es dann, sich von Familie abzugrenzen.¹

¹ Besonders die aktuelle Diskussion um die sogenannte »Homosexuellen-Ehe«, die aber natürlich keine Ehe ist, denn man wird ja noch nicht einmal verheiratet, sondern lediglich »verpartnert«, macht dies deutlich. Es gibt natürlich keinen »natürlichen« Grund, warum Schwule oder Lesben keine Familie gründen können sollten, kinderlose Paare können schließlich ihren Nachwuchs auch aus der Dritten Welt beziehen.

Dabei zeigt ein nüchterner Blick darauf, wie Paare, Ehepaare und Familien tatsächlich leben, dass es hier einer dringlichen Emanzipation der Paarbeziehung von der Familie bedarf. Auch für Familientherapeuten scheint hier eine nicht selbstverständliche konzeptuelle Abgrenzung der Paarbeziehung von der Familie so nützlich wie notwendig. Schon einige wenige empirische Tatsachen verweisen auf diesen Abgrenzungsbedarf:

Die enorme Zunahme der Lebenserwartung (z. B. für westdeutsche Männer um 6 Jahre, für westdeutsche Frauen um 10 Jahre allein in der Zeit zwischen 1960 und 1990) bedingt eine enorme Zunahme der nachfamiliären Ehe- oder Paarbeziehungsphase, die nicht ohne Wirkung auf die Bedeutungsgebung für diese nachfamiliären Ehe- oder Paarbeziehungsphasen bleiben kann.

Gleichzeitig verlängert sich die Phase der kinder- oder familienlosen Zeit einer oder mehrerer Paarbeziehungen vor der Familienphase. Etwa 20 % aller Ehen bleiben ohnehin kinderlos, und der Trend zur Kinderlosigkeit ist aus den verschiedensten Gründen weiterhin ansteigend. Die Zahl der jährlichen Lebendgeborenen hat sich seit Mitte der 60er-Jahre beinahe halbiert. Aus beidem – der Zunahme der nach- und der vorfamiliären Ehe- und Paarbeziehungsphase – ergibt sich in vielen Fällen eine deutlich längere Gesamtdauer von Paarbeziehungsphasen gegenüber Familienphasen.

Zu der Bedeutungsverschiebung trägt ebenfalls die Tatsache bei, dass sich die Familienbildung auf ein oder zwei Kinder beschränkt (25 % aller Ehen haben 1 Kind, 40 % zwei Kinder) und sich zusätzlich die Geburtenabstände mehrerer Kinder deutlich verkürzen. Eltern sind nur noch in einer kurzen Phase ihres Paarlebens in der Familienphase. Familie ist zu einer nicht notwendigen und schon gar nicht mehr selbstverständlichen Möglichkeit eines Paares geworden.

Auch im Erleben der Paare und in ihrer Kommunikation scheint es vielfach zu einer Entkopplung von Paarbeziehung, Elternschaft und Familie zu kommen. Immer seltener trifft man auf Paare, die sich gegenseitig und sogar in Abwesenheit ihrer Kinder als »Vati« und »Mutti« ansprechen. Verbreitet ist dagegen die Anrede mit dem Vornamen, oft nicht nur durch den Partner, sondern auch durch die Kinder. Für die Zufriedenheit eines Paares reicht es in vielen Fällen wohl nicht mehr aus, dass der Partner ein guter Vater oder eine gute Mutter ist oder beide sich zumindest wechselseitig dafür halten.

Diese Emanzipation von der Familie hat weitreichende Konsequenzen für die deutlicher hervortretenden Unterschiede *innerhalb* von Paarbe-

ziehungen. Es lassen sich ganz unterschiedliche Organisations- und Beziehungsformen von Paaren beschreiben: Aus Liebe folgt nicht mehr zwingend eine Ehe. Wer liebt, muss nicht auch noch heiraten. Umgekehrt allerdings scheint weiterhin zu gelten: Wer heiratet, sollte sich schon lieben. Häufiger werden jedoch neben der Liebe andere (zusätzlich) für notwendig erachtete Ehegründe angegeben: finanzielle und steuerliche Gründe und immer noch der Begründungsfavorit: Kinder. Paarbeziehungsformen differenzieren und pluralisieren sich: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften, Paare ohne einen gemeinsamen Haushalt (living-apart-together), verdeckte Paarbeziehungen (forbidden relationships) oder Nebenbeziehungen (zu einem/einer oder mehreren Geliebten) und gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen werden zu selbstverständlichen Paarbeziehungsformen.

Der Bedeutungsverlust der Ehe als Familienform geht aber keineswegs mit einem Bedeutungsverlust von Paarbeziehungen einher. Schon bei Jugendlichen, aber erst recht bei sogenannten Singles und auch bei älteren paarerfahrenen Beziehungsveteranen wird in jeder neuen Studie eine noch ausgeprägtere Sehnsucht nach einer festen Paarbeziehung festgestellt, als bisher schon ermittelt worden war. Es droht oder lockt also keineswegs die vereinsamende Vereinzelung von nur noch um sich selbst kreisenden Monaden. Die Paarbeziehung erfährt weiterhin eine kaum zu überschätzende Wertsteigerung. Das Liebespaar ist weit und breit der unangefochtene Sieger aller Beziehungs- und Organisationsoptionen. Es lohnt sich also – schon aus empirischen Gründen – genauer hinzuschauen, was das eigentlich sein kann: eine Paarbeziehung.

Paarsysteme: Sinn und Kommunikation

Paare und Paarbeziehungen werden alltagssprachlich als irgendein Gebilde betrachtet, dessen Elemente zwei Personen sind, die auf irgendeine Weise miteinander verbunden sind und deshalb eine Paarbeziehung haben. Seitdem systemische Beschreibungen und Erklärungen populär geworden sind, wird (auch alltagssprachlich) von einem System oder gar Paarsystem gesprochen.

Die neuere Systemtheorie (Luhmann 1984, Retzer 2002) gründet dagegen auf einer gänzlich anderen Vorstellung von einem System. Hier wird Kommunikation zum Systemelement erklärt. Die Systemtheorie versucht darzustellen, was in solchen Paarbeziehungen geschieht, warum das, was dort beschrieben werden kann, geschieht und wie das, was geschieht, von den unmittelbar Beteiligten beschrieben, erlebt, erlitten

und manchmal auch genossen wird. Dazu stellt die neuere Systemtheorie von einer personendefinierten Mitgliedschaft auf Sinn- und Funktionssysteme um. Nicht mehr Personen sind die Elemente sozialer Systeme, sondern Kommunikation. Damit handelt man sich Vor- und Nachteile ein. Personen und deren Verhalten kann man beobachten, Sinn und Funktion dagegen nicht, auf sie kann allenfalls aus Beobachtetem geschlossen werden. Dieser Vorgang (des Schließens und Erratens) spielt sich immer dann ab, wenn Handeln (von Menschen) zu Kommunikation wird. Beobachtbares Handeln kann, wenn es für sinnvoll und sinnerzeugend gehalten wird, wenn es als intentional und funktional betrachtet (d. h. gedeutet) wird, zur Kommunikation werden.² Wir haben also bei der Umstellung von Personen auf Sinn und Funktion von beobachtbarem Verhalten auszugehen, von dem dann auf Sinn geschlossen werden kann.

Sieht man sich in einer Beziehung zu anderen, etwa in einer Partnerschaft, und will man es auch weiterhin bleiben, d. h. anschlussfähig kommunizieren, steht man ohnehin vor der Aufgabe, dem eigenen Verhalten Sinn zu geben – was nicht besonders schwer fällt – und vor allem dem Verhalten des Partners Sinn abzugewinnen – was dagegen häufig schon schwerer fällt. Als Beteiligter an einer Partnerschaft schadet es nicht, weitere komplexe Sinnzuschreibungen vorzunehmen: Welchen Sinn gibt mein Partner meinem eigenen Verhalten? Welchen Sinn gibt er seinem eigenen Verhalten? Insofern ist die neuere Systemtheorie einerseits gewöhnungsbedürftig (Menschen gehören nicht zum System), berücksichtigt aber andererseits genauer und realistischer »systemtheoretische Überlegungen« der Beteiligten an einer Partnerschaft.

Für die Beteiligten an einer Partnerschaft sind Sinnerzeugung und Sinnzuschreibung schon immer selbstverständlich. Sinn ermöglicht die Auswahl spezifischer Handlungen aus dem Repertoire aller möglichen Handlungen. Handelt man sinnvoll, ist nicht mehr alles möglich bzw. das, was nun möglich ist, tritt mit einer hohen Wahrscheinlichkeit wieder auf. Sinn erzeugt Möglichkeiten, die immer wahrscheinlicher werden. Sinn erzeugt durch die Unterscheidung von Möglichem und Unmöglichem Redundanz und Berechenbarkeit und stellt damit eine Sicherheitsfunktion zur Verfügung. Man kann sich (z. B. in Partnerschaften) Fehlgriffe erlauben, weil man weiß, wie man wieder »zurück-

² Es muss aber nicht zu Kommunikation werden, es kann auch weiterhin lediglich Handeln bleiben, denn man kann zwar nicht kommunizieren, aber man kann nicht nicht handeln (Retzer 2002).

kommen« kann, um »weitermachen« zu können. Die ungeheure intime Komplexität wird reduziert. Die Welt der Möglichkeiten schrumpft auf eine handhabbare sinnvolle Größe. Sinn begründet damit die Bedeutungsgebung der Welt und der darin auftauchenden Zeichen. Ein Zeichen muss erst einen Sinn haben, um seine Funktion erfüllen zu können, z. B. mich (oder andere) zu einem bestimmten Verhalten zu führen oder auch zu seiner Unterlassung zu veranlassen. Sinn ist selbst aber kein Zeichen, sondern ermöglicht Zeichen. Sinnggebung und sinnvolles Handeln ist keine Angelegenheit von einzelnen Individuen, sondern eine Operation des Systems, d. h. seiner Funktion. Jedes System hat dadurch so etwas wie ein eigenes Sinnesorgan bzw. ist ein solches Sinnesorgan, das festlegt, was überhaupt wahrgenommen wird, welchen Sinn das Wahrgenommene bekommt und welche praktischen Konsequenzen dann daraus folgen können.³ Jedes System kann nun seine eigenen Operationen mit Hilfe eines ihm eigenen Sinnesorgans, das sich von einem Code ableitet, beobachten. Dieser Kommunikationscode gibt an, wie eine bestimmte Kommunikation zu behandeln ist und welche Konsequenzen zu ziehen sind, um die mehr oder weniger spezifische Funktion des Systems zu erfüllen.

Stellt man nun – wie ich das hier vorschlage – auch für Paarbeziehungen von personenbezogenen Mitgliedersystemen auf sinn- und funktionsgeleitete Kommunikationssysteme um und beginnt, Kommunikationssysteme zu beobachten, so wird man bald feststellen, dass unterschiedlichste Kommunikationssysteme gleichzeitig und am selben Ort unter Beteiligung derselben Personen operieren können. Es genügt dann nicht mehr, eine Paarbeziehung lediglich als ein Gebilde aus zwei Menschen zu beschreiben. Es gilt weiter zu differenzieren, welche unterschiedlichen Funktionen, Kommunikationscodes und Sinn die Kommunikation eines Paares hervorbringt.

Beginnen wir aber am Anfang. Was ist der Sinn, der Paarbeziehung erzeugt und begründet? Wie können zwei Personen dazu gebracht wer-

³ So kann das menschliche Ohr mechanische Schwingungen nur in einem bestimmten Frequenzbereich wahrnehmen (maximal und nur bei einem jungen Menschen zwischen einer oberen Tongrenze von ca. 20 000 Hz und einer unteren Tongrenze von ca. 16 Hz). Nun gibt es sehr teure HiFi-Anlagen, die ein Hörvergnügen weit über 20 000 Hz versprechen. Solche Anlagen sind sinnlos, da unser spezifisches akustisches Sinnesorgan diesen Hörgenuss noch nicht einmal ignorieren muss. Solche Töne werden einfach nicht wahrgenommen, d. h., sie existieren für das menschliche Ohr gar nicht. Allenfalls könnte ein junger Hund (vielleicht) von einer solchen HiFi-Anlage profitieren, denn er verfügt über ein akustisches Sinnesorgan, für das hohe Töne weit über 20 000 Hz Sinn machen, d. h. wahrgenommen werden können.

den, in höchst unwahrscheinlicher Weise ihre Kommunikation so miteinander zu koordinieren, dass daraus der Beginn einer Paarbeziehung werden kann? Welche Voraussetzungen müssen für diese regelmäßig erzeugte Unwahrscheinlichkeit gegeben sein? Wie ist überhaupt zu erklären, dass zwei Menschen sich mehr oder weniger langfristig zusammentun und bestimmte Gefühle füreinander entwickeln? Warum tun sie dies alles, obwohl es dazu keinerlei natürliche Notwendigkeit gibt? Warum lassen sich Menschen immer wieder auf Paarbeziehungen ein, obwohl es weder für das individuelle Überleben noch für die Erzeugung und Aufzucht des Nachwuchses noch für das eigene Sterben notwendig ist, eine Paarbeziehung zu haben? Zwar heißt es so schön: Mit dir möchte ich gerne alt werden! Aber man wird natürlich auch alleine alt, denn alt zu werden ist nicht notwendig daran gebunden, mit jemand anderem gemeinsam alt zu werden. Was ermöglicht also eine Paarbeziehung, was ohne eine Paarbeziehung nicht oder nur schwer möglich wäre?

Es gibt wohl kaum einen Zweifel darüber, dass in unserer abendländischen Kultur die wichtigste Antwort, vielleicht sogar die einzig mögliche Antwort auf all diese Fragen die Liebe sein muss, die Liebe als ein sinnstiftendes Kulturphänomen. Es gibt wohl niemanden, der nicht von diesem Phänomen umgetrieben würde, sei es als zur Zeit Genießender und deshalb oft für andere Ungenießbarer oder auch als Leidender. Scheinbar lässt sich Liebe nicht vermeiden. Obwohl höchstpersönlich erfahren, ist die Liebe gleichzeitig ein Kulturphänomen, denn auch Erfahrungen und Erleben des Einzelnen sind an Voraussetzungen gebunden, die aus der umgebenden sozialen Sphäre, aus der Kultur stammen und erlebten und erfahrenen Sinn entstehen lassen. Es gibt wahrscheinlich kaum etwas Öffentlicheres als das Intime.

Unter Aufgeklärten (und wer ist das eigentlich nicht?) wird die Liebe gerne leicht ironisch distanziert als doch irgendwie schon überwunden abgetan. Aber es wurde wohl doch auch hier etwas allzu schnell an den umfassenden Sieg der aufklärerischen Vernunft als Grundlage unserer intimsten Beziehungen geglaubt. Wohl doch etwas zu voreilig geben sich die unvermeidlichen Ratschläge für den Umgang mit dem Intimen (besonders in Paarbeziehungen) vernünftig, berechenbar und gesellschaftsfähig. Der intime Alltag funktioniert nach wie vor anders: Es knirscht zwischen den allgegenwärtigen Liebesmythen und den vernünftigen Lösungsvorschlägen, zwischen der unbelehrbaren Subjektivität der Paare und den aufgeklärten gesellschaftlichen Vollzügen. Wir wissen das natürlich alle, auch wenn wir uns hüten, es öffentlich kund-

zutun. Deshalb soll hier auch nicht mit der modernen Vernunft begonnen werden, – dort wird man ohnehin schon früh genug wieder ankommen –, sondern dort, wo alles anfang bzw. noch immer beginnt und meist auch endet, bei den Mythen des Paares und der Liebe, beim Liebespaar.

Die Liebesbeziehung: Ein sinnstiftendes Kommunikationssystem

Aber schon tauchen die ersten Schwierigkeiten auf. Was ist das eigentlich: die Liebe?

Zunächst einfach nur ein Wort, ein Substantiv oder, wie ein Schulkind in den ersten Klassen antworten würde: ein Dingwort. Aber: Gibt es ein solches Ding, das Liebe genannt wird, und hat es entsprechende physikalische Qualitäten, die beschrieben, analysiert und untersucht werden könnten? Die Rede ist ja oft von solchen physikalischen Ding-Qualitäten. Liebe kann tief, schwer, bitter, süß, verloren, gefunden oder gar wiedergefunden, entdeckt oder wiederentdeckt sein, oder es werden gar in mathematischen Gleichungen geronnene physikalische Liebes-Gesetzmäßigkeiten beschrieben, dass sich die Größe der Liebe direkt proportional zum Quadrat der Entfernung zwischen den Liebenden verhalte oder auch, dass es bestimmte Halbwertszeiten der Liebe gebe, die Liebe also eine Art von strahlendem Material sei, eine Art Beziehungsplutonium, das mit der Zeit (genauer: der Halbwertszeit) seine Strahlkraft verliere. Es sei hier dahingestellt, wie dies dann bewertet werden muss: positiv als Abnahme der gesundheitsschädigenden Radioaktivität oder negativ als Abnahme des radioaktiven Energiepotenzials. Auf jeden Fall stellen sich Fragen nach den Möglichkeiten der Wiederaufbereitung bzw. des Endlagers für den radioaktiven Liebesmüll. Verständlich daher, dass manche und mancher an einen endgültigen Ausstieg aus dieser gefährlichen, weil letztlich nicht beherrschbaren Liebes-Technologie denkt und einen Umstieg auf konventionellere Formen der Energieerzeugung, auf jeden Fall energische Energiesparmaßnahmen erwägt: Spart euch die Liebesenergie! Dennoch ist auch beim Ausstieg mit den bekannten Restlaufzeiten zu rechnen.

So anschaulich konkret auch die meisten Liebesmetaphern sind, man wird trotz angestrengter Suche nichts Substanzielles finden. Selbst neueste medizinische Analysemethoden bieten nur leere Befunde: Vielfältigste Analysen von Mittelstrahlurinen, serologische Antikörperbestimmungen, kleine und selbst große Blutbilder, einfache Röntgenreihenuntersuchungen bis hin zu modernsten bildgebenden Verfahren

wie Kernspin- oder Positronenemissionstomographien blieben bisher ergebnislos. Weder wurde die Liebe selbst gefunden, noch gelang es, sie an Hand von spezifischen biologischen Markern zu diagnostizieren und dingfest zu machen. Obwohl wir also oft genug an die Liebe als etwas zu unserer Natur Gehöriges, an etwas Biologisches denken, finden wir die Liebe nicht im Phänomenbereich der Biologie oder der Natur, weil sie kein biologisches oder natürliches Phänomen ist. Es ist eben nur die *Rede* von der Liebe, die man hat, findet oder eben auch wieder verliert. Der Gegenstand der Liebe sind *Geschichten, Liebesgeschichten* oder *Mythen*.

Über die Liebe zu reden heißt, früher oder später über Liebesgeschichten und Liebesmythen zu reden und Liebesgeschichten zu erzählen, und das nicht erst seit gestern:

Liebesgeschichten haben eine lange Tradition und sind gleichzeitig ungeheuer aktuell. Sie scheinen eine der Konstanten der Menschheit zu sein, von der so genannten grauen Vorzeit über die Antike und die Moderne bis in die bunt schillernde Postmoderne: Woher wüssten wir denn überhaupt, was die Liebe ist und welches Erleben und welche Erfahrungen damit verbunden sind? Es ist uns erzählt worden in Geschichten, Büchern, Schlagern und im Kino.

Die Liebe wird dort zu einem Systeme erzeugenden Kulturphänomen, wo der Instinkt, die Biologie und die Natur nicht ausreichen, um soziale System entstehen zu lassen oder deren Entstehung zu erklären. So wurden in einer kulturvergleichenden Studie 166 Gesellschaften unter der Fragestellung untersucht, wie weit verbreitet das Phänomen der romantischen Liebe tatsächlich ist (Jankowiak und Fischer 1992; Jankowiak 1995). In 148 Fällen ließ sich das Vorkommen der Gefühle und Verhaltensweisen belegen, von denen man lange Zeit geglaubt hatte, dass sie lediglich eine Errungenschaft der feinen westlichen Zivilisation darstellen. In den verbleibenden 18 Fällen wurde nicht das Fehlen der romantischen Liebe festgestellt, sondern es wurde nicht gezielt nach Indikatoren für das Konzept der romantischen Liebe gesucht. Offensichtlich haben wir es hier mit einem universalen Phänomen zu tun. Kulturelle Unterschiede lassen sich dann nicht mehr an der Frage der An- oder Abwesenheit der romantischen Liebe festmachen, sondern allenfalls an der Frage, welche organisatorischen und kommunikativen Formen die überall erzeugte Sinnkategorie der romantischen Liebe annimmt.

Die Liebe in der Zeit der funktionalen Differenzierung

Nimmt man gesellschaftliche, soziale und kulturelle Kontexte als Folie, vor deren Hintergrund unterschiedlichste Phänomene – so auch Paarbeziehungen und Liebe – betrachtet werden können, so können wir zunächst folgende historische Entwicklung konstatieren: Eine hierarchische entlang von Klassen und Ständen organisierte Kultur und Gesellschaft des Mittelalters transformiert sich spätestens seit der Renaissance zu einer funktional differenzierten modernen Gesellschaft. Eine durch Rang und Klasse bestimmte Mitgliedschaft in einer hierarchisch geordneten Systemumwelt, in der jeder seinen Platz, seine Rolle, seine Identität hatte und seinen Sinn beziehen konnte, wird durch eine weitgehende Differenzierung in unterschiedliche Systeme abgelöst, die sich nicht mehr in Rängen, Schichten oder Hierarchien ergänzen, sondern gleichberechtigt nebeneinander stehen. Diese differenzierten gleichberechtigten Systeme unterscheiden sich lediglich durch ihre Funktion in der Bearbeitung gesellschaftlicher Aufgaben voneinander. Für die Erfüllung dieser Aufgaben entwickeln sich spezifische Kommunikationscodes, die die Operationen in dem jeweiligen System funktionieren lassen. Diese Systeme verselbstständigen sich. Jedes Funktionssystem schaut die Welt ausschließlich aus seiner ihm eigenen Perspektive an. Es entstehen so viele Welten oder Weltanschauungen, wie es differenzierte Funktionssysteme gibt. Für jedes Funktionssystem gibt es nun eine andere Welt. Diese modernen Systemtypen bestimmen sich selbst. Sie unterscheiden sich von anderen Systemen nicht mehr durch ihre unterschiedlichen Mitglieder, sondern durch ihre unterschiedlichen Funktionen und ihre unterschiedliche Art, die Welt zu betrachten, d. h. die Welt in Sinn zu verwandeln. Soziale Systeme sind nicht mehr durch ihre Teilnehmer (Mitglieder) definiert, und umgekehrt werden Individuen nicht mehr durch ihre Teilnahme (Mitgliedschaft) an sozialen Systemen (bzw. einem sozialen System) definiert.

Es stellen sich neue Fragen: Wie kann das Individuum nun, wenn seine soziale Zugehörigkeit keine verlässliche Referenz und Quelle für Identität mehr ist, sich selbst bestimmen? Stellt sich möglicherweise überhaupt erst die Frage der Identität mit der Diversifikation unterschiedlicher Funktionssysteme, die keinen allumfassenden identischen Weltentwurf mehr zulassen? Diese Frage wird umso brisanter, als sich unter Assistenz von Psychologie, Psychotherapie, Psychiatrie und auch moderner Systemtheorie immer mehr eine bestimmte *Normalidentität* durchsetzt bzw. durchgesetzt wird: Man hat sich in viele Selbste, Iden-

titäten, Persönlichkeiten ... zu zerlegen, um in möglichst vielen sozialen Umwelten (Funktionssystemen) überleben zu können, d.h. zu funktionieren. Nicht zuletzt unter systemtheoretischer Anleitung, betreut durch Autoren, Berater und Therapeuten, wird »Kontextflexibilität« oder etwas wie »Systemkompetenz« zu einer neuen systemischen Normalitätsdiagnose. Zum zentralen Merkmal des Individuums (lat.: das *Unteilbare*) wird seine Teil- und Aufteilbarkeit. Was ihm selbst dann noch bleibt, ist sein individuelles Problem der Identität.

Gesellschaft ist nicht mehr eine Quelle für die Identität des Einzelnen. Gesellschaft kann damit aber auch keine Lösungsressource für das Identitätsproblem des Einzelnen sein. Gesellschaft oder soziale Zugehörigkeit gibt nur mehr partiell und vorübergehend vor, was der Fall ist, wie man richtig zu erleben, wahrzunehmen und zu handeln hat. Es gibt aber inzwischen viele Fälle. Gesellschaft gibt lediglich noch das vom Einzelnen zu lösende Problem vor: die unbekannte Antwort auf die Frage der personalen und sozialen Identität.⁴ Unwahrscheinlich daher auch, dass von der Gesellschaft zugleich Lösungen für das Problem der Individualität der Individuen zu erwarten wären.⁵ Im Gegenteil, Hoffnung besteht vielleicht allenfalls in der Abwendung von Gesellschaft.

Kaum ein anderer hat dieses moderne Identitätsproblem so deutlich beschrieben wie Martin Heidegger (1927). Das moderne Individuum kommt in seiner Eingebundenheit in Funktionssysteme in eine Situation, in der »die Anderen ihm sein Sein abgenommen haben« (a. a. O., S. 126). Man funktioniert eben so, wie man funktioniert, und lässt sich von dem *man* die Seinsarten der Alltäglichkeit vorschreiben: »Wir genießen und vergnügen uns, wie *man* genießt; wir lesen, sehen und urteilen über Literatur und Kunst, wie *man* sieht und urteilt; wir ziehen uns aber auch vom »großen Haufen« zurück, wie *man* sich zurückzieht; wir finden »empörend«, was *man* empörend findet« (a. a. O., S. 126 f.). Diese Art von »Öffentlichkeit« – eine andere Bezeichnung für die Teilnahme an Funktionssystemen – erzeugt Durchschnittlichkeit durch »die *Einebnung* aller Seinsmöglichkeiten« (a. a. O., S. 127). Dies geschieht durch ein Nichteingehen auf das vom Durchschnitt Abwei-

⁴ Insofern trifft der etwas oberflächlich erscheinende Slapstick-Song des Komödianten Hape Kerkeling die Situation mit großer Präzision: Das ganze Leben ist ein Quiz, und wir sind nur die Kandidaten.

⁵ »Man denkt: Hier bist du gut aufgehoben, allein unter lauter Einzelnen ... am Ende in dessen ... Man war auch hier der einzige Einzelne weit und breit« (Botho Strauß).

chende, »... weil sie unempfindlich ist gegen alle Unterschiede des Niveaus und der Echtheit. Die Öffentlichkeit verdunkelt alles und gibt das so Verdeckte als das Bekannte und jedem Zugängliche aus (...) Das Man ›war‹ es immer und doch kann gesagt werden, ›keiner‹ ist es gewesen« (ebd.). Ergebnis: Jeder ist der Andere und Keiner ist er selbst.

Heidegger unterscheidet zwei Arten von Selbst: Das Man-selbst und das eigentliche, d. h. eigens ergriffene Selbst. »Als Man-selbst ist das jeweilige Dasein in das Man *zerstreut* und muss sich erst finden« (a. a. O., S. 129). Das Individuum mit seiner Identität lässt sich nicht mehr durch seine soziale Zugehörigkeit, durch seine (räumliche) Systemverortung (äußerlich) bestimmen. Im Gegenteil, es läuft Gefahr, sich gerade dort zu verlieren, indem es sich zerstreut.

Akzeptiert man die skizzierte Entwicklung, dann kann Identität, soll sie durch alle Wechselfälle der (äußeren) Teilnahme an verschiedenen Funktionssystemen vorhanden und bewahrt bleiben, nur im *Inneren* vermutet und gesucht werden.

Die moderne Vermutung der Innerlichkeit von Individualität und Identität verleiht dem Kommunikationscode der Liebe nun seine besondere Bedeutung. Durch die Inanspruchnahme der Liebe lässt sich der Versuch unternehmen, Individualität in der Intimbeziehung zu kommunizieren. Dazu muss aber ein außergewöhnliches Kunststück aufgeführt werden: Höchstpersönliches individuelles Erleben soll soziale Bestätigung erfahren. Das Individuum soll nun, in dem, was es ist, was es sieht und was es empfindet, bei jemand anderem – ebenfalls ein solches Individuum mit einer gewissen *Innerlichkeit* – Anklang finden. Mit der Etablierung von Funktionssystemen sind dann solche sozialen Systeme begünstigt und erfreuen sich einer wertgesteigerten Beliebtheit, die genau das ermöglichen: *soziale Bestätigung höchstpersönlichen individuellen Erlebens*.

Der Andere, ein ebenfalls individuell erlebendes Individuum, kann diese Bestätigung im Idealfall bereitstellen und geben, wenn er selbst (im Idealfall) Anklang findet, wenn er erlebt, in der Welt des Anderen als Einzigartiger vorzukommen, d. h. geliebt zu werden. Ob es tatsächlich so ist, können beide niemals mit Gewissheit feststellen. Für die Erreichung des Zieles – für höchstpersönliches individuelles Erleben soziale Bestätigung zu erlangen – ist diese Gewissheit allerdings nicht relevant, es sei denn, man hält sie für relevant.

Hegel hat diese Herausforderung in unübertroffener Weise zusammengefasst: »Jedes ist dem Anderen die Mitte, durch welche jedes sich mit

sich selbst vermittelt und zusammenschließt, und jedes sich und dem Anderen unmittelbares für sich seiendes Wesen, welches zugleich nur durch diese Vermittlung so für sich ist. *Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend*« (Hegel 1807, S. 146). Hier wird der Verinnerlichung von Identität das Programm geschrieben und damit der Äußerlichkeit gesellschaftlicher Entwicklung (differenzierte Funktionssysteme) Rechnung getragen. Gleichzeitig ist dies m. E. die prägnanteste Definition dessen, was der Kommunikationscode der Liebe ist.

Vorstellungen über das, was Liebe sein kann, kamen allerdings nicht erst mit Hegel in die Welt. Solche Vorstellungen sind alt und gehören zum bewährten Kulturgut, zu den langlebigsten Mythen unserer Kultur. Sie stellen einen Methodenvorrat zur Verfügung, dessen man sich bei den anstehenden modernen Aufgaben der Identitätsbildung mit Hilfe der Liebe bedienen kann. Will man eine systemische Beschreibung von Intimität liefern, kommt man daher an diesen Mythen nicht vorbei.

Liebesmythen

Von Anfang an sind diese Liebesmythen mit dem Begriff des Paares verbunden. Wenn wir an Liebe denken, denken wir gleichzeitig an Liebesgeschichten und an Liebespaare, meist an sehr konkrete Paare: Adam und Eva, Theseus und Ariadne, Tristan und Isolde, Romeo und Julia, Humphrey Bogart und Ingrid Bergman.

Warum halten sich Liebesgeschichten so lange, warum sind sie auch und gerade heute so aktuell, welche Funktionen erfüllen sie, sodass man offensichtlich nicht auf sie verzichten zu können glaubt bzw. ganz einfach nicht darauf verzichtet? Monika Maron hat in ihrem deutschen Nachwenderoman *Animal triste* eine einfache Antwort gegeben: »Man kann im Leben nichts versäumen als die Liebe« (Maron 1996, S. 23).

Funktionen des Liebesmythos

Große Mythen der Menschheit beziehen sich meist auf die Zeit der Götter, die Zeit, wo es etwas zu erzählen gibt und von der man daher erzählen kann. Man erzählt sich vom Gewordensein der Welt und des Menschen und von den Verfahrensweisen und Riten, die dafür sorgen, dass die Welt und die Menschen nicht wieder vergehen: warum da etwas ist und nicht vielmehr nichts und was dafür sorgt, dass da immer noch etwas ist und nicht vielmehr wieder nichts.

Diese Mythen werden erinnert, indem sie erzählt werden. Sie werden vergessen, wenn sie nicht erzählt werden, etwa weil die heroische Vergangenheit keinen Bezugsrahmen mehr in der Gegenwart findet.

Der erinnerte Mythos ist ein gegenwärtiger Bezug auf Vergangenheit, der von dort her Licht auf die Gegenwart und Zukunft fallen lässt (Assmann 1997). Dieser Vergangenheitsbezug des Mythos steht im Dienste zweier Funktionen:

Die fundierende Funktion stellt Gegenwärtiges in das Licht einer Geschichte. Indem die Vergangenheit bis auf die Gegenwart und möglicherweise auch in die Zukunft wirkt, lässt der Mythos das Gegenwärtige bedeutsam erscheinen. Es kann sinnvoll, gottgewollt, notwendig, unabänderlich ... erscheinen

Die kontrapräsentische Funktion ermöglicht die Beobachtung von Unterschieden. Sie ermöglicht eine Defizitbeobachtung und -erfahrung der Gegenwart, indem sie gleichzeitig eine heroische Vergangenheit beschwört. Dadurch beleuchtet der Mythos auf besondere Weise die Gegenwart: Er hebt das Fehlende, Verschwundene, Verlorene, das an den Rand Gedrängte hervor und macht den Unterschied zwischen einst und jetzt beobachtbar.

Spätestens hier wird der Mythencharakter der Liebe deutlich. Die Liebe hat etwas mit dem Anfang zu tun, mit dem sehnsüchtigen Blick auf den Beginn, auf die vergangene Zeit vor dem schleichenden oder galoppierenden Verzicht, Zerfall oder Verrat. Auf die Zeit, als wir alle noch wussten, was wir wollten: als die Aussicht auf eine durch Bestechung und Feigheit mittelmäßig gemachte Karriere und eine durch Verrat mittelmäßige Ehe noch Abscheu und Verachtung auslösten, als wir noch genau wussten, was wir unbedingt wollten und was wir niemals tun würden, als die Frage: Geld oder Liebe? noch keine Frage war.

Prinzipiell kann jeder Mythos beide Funktionen erfüllen. Die fundierende Funktion kann jederzeit zu einer kontrapräsentischen werden. Die Funktionen hängen von der Bedeutung ab, die dem Mythos gegeben wird. Er wird dadurch handlungsanleitend und zur orientierenden Kraft für den Einzelnen oder das Paar in der Gegenwart. Bei extremer Defizienzerfahrung kann eine kontrapräsentische Funktion revolutionäre Konsequenzen haben. Die erinnerten Überlieferungen bestätigen das Gegebene nicht mehr. Sie stellen das Gegebene grundlegend in Frage und rufen zu einer radikalen Veränderung oder zum Umsturz auf. Dieser Umsturz kann die am erinnerten Mythos orientierte Veränderung der Gegenwart sein, als Rekonstruktionsversuch einer Liebesbeziehung oder als Auflösung der Paarbeziehung mit dem erneuten Ver-

such einer neuen Paarbeziehung, die sich wiederum durch einen Liebesmythos fundieren muss.

Eine weitere Veränderungsmöglichkeit besteht in der nachhaltigen Veränderung des Mythos selbst. Die radikalste Form ist sein Vergessen. Das Mittel ist die Unterlassung, den Liebesmythos zu erzählen. Die institutionelle Gegenwart kann dann so bleiben, wie sie ist. Die kontrapräsentische Funktion wird einfach nicht mehr wahrgenommen, d. h., sie stört nicht mehr. Dies kann etwa dadurch geschehen, dass sich eine Liebesbeziehung in eine Partnerschaft oder irgendeine Art von zweckgebundener Arbeitsgemeinschaft transformiert (Stichwort: Geld). Die Paarbeziehung vergisst ihren eigenen Ursprungsmythos. Das radioaktive Liebesmaterial ist entsorgt, und man hat auf weniger gefährliche Energie umgestellt. Ein paar Sonnenkollektoren werden aufs Dach des Niedrigenergie-Eigenheimes geschraubt und im Garten des Reihenhauses ein paar bunte Windrädchen aufgestellt.

Die beschriebenen Konsequenzen einer kontrapräsentischen Handlungsoption tauchen in der ethnologischen Unterscheidung zwischen *heißen* und *kalten* Gesellschaften auf (Lévi-Strauss 1962, S. 270 f.). Als heiße Gesellschaften werden Gesellschaften bezeichnet, die ihr historisches Werden (d. h. den erinnerten Mythos) konsequent in ihre Erzählung einbauen und damit zu einem Motor ihrer Entwicklung machen. Kalte Gesellschaften dagegen sind Gesellschaften, die sich Institutionen schaffen, die automatisch (d. h. unbemerkt, unerzählt) die Wirkungen des Mythos annullieren, die dieser Mythos auf ihr Gleichgewicht und ihre Kontinuität haben könnte.

Neben diesen *temporalen* Mythenfunktionen lassen sich für den Liebesmythos weitere Funktionen beschreiben, die ich die *exklusive* und die *inklusive Funktion* nenne. Diese *räumlichen* Mythenfunktionen teilen den sozialen Raum in innen und außen, wodurch erst etwas ist und nicht etwa nichts. Sie sind damit grundlegende Funktionen, durch die ein soziales System sich selbst konstituiert. Die exklusive/inklusive Funktion des Liebesmythos macht die Liebesbeziehung zu einem operationsfähigen komplex differenzierten System.

Die exklusive Funktion des Liebesmythos

*Welten entronnen
du mir gewonnen!
Tristan und Isolde*

Die *exklusive Funktion* besteht formal gesehen in der Unterscheidung, der Grenzziehung und der Ab- und Ausgrenzung von Anderem gegenüber Eigenem. Es geht hier um die Erzeugung einer System-Umwelt-Differenz und damit um die Selbsterzeugung eines Systems. Sie besteht in der Abgrenzung bis hin zur Ausblendung der Umwelt oder, allgemeiner gesprochen, der Ausgrenzung von Dritten aus der Liebesbeziehung. Eine Liebesbeziehung kann es nun mal nicht im Kollektiv geben. Dort, wo das Kollektiv beginnt, endet das Liebespaar. Der Liebesmythos ermöglicht ein solches Exklusivverhältnis. Diese Exklusion kann sich auf alles Mögliche beziehen. Die Liebesbeziehung bzw. der -mythos bestimmt, was auszuschließen ist bzw. was ausgeschlossen wird. Häufige Ausgrenzungsziele, die in den unterschiedlichsten Kulturformen von heiligen Schriften über Legenden, Romane, Gedichte, Filme bis in banal erscheinenden Schlagertexten aufbewahrt und durch die Zeiten zum allzeitigen Gebrauch transportiert werden, sollen nun beschrieben werden.

1. Die Ausgrenzung der Gesetze und Gebote

Im Sündenfall der biblischen Genesis wird uns die Geburt des ersten Paares erzählt. Der selbsterzeugende Geburtsakt des Paares geschieht durch das *Nein*, durch die Verweigerung, dem Gebot Gottes zu gehorchen. Das Nein ist in der Welt. Das Neue, das Paar, entsteht durch die abgrenzende Negation. Damit entsteht aber noch mehr: Indem der Mensch verneint, beginnt die Erkenntnis, eine neue Art, sich selbst und die Welt zu sehen. Indem der Mensch verneint, nimmt er göttliche Freiheiten in Anspruch. Er kann nun auch nein zu sich selbst sagen, d. h. von sich selbst absehen und sich selbst ansehen. Psychologisch bezeichnen wir das heute als Dissoziation. Er sieht sich selbst. Er ist nicht mehr in seinem Leib verborgen und gefangen. Er steht im Freien, und es kann das Drama der Sichtbarkeit, des Sehens, des Gesehenwerdens, der Perspektiven, der Freiheit und der Beobachtung beginnen. Aber der Mensch sieht nicht nur sich selbst, sondern er sieht auch den Anderen, den Geliebten. Er erkennt ihn.

Adam und Eva gehorchten nicht mehr und wurden immer »göttlicher«. Es fehlte nur noch die Unsterblichkeit, um so wie Gott zu sein. Schließlich muss sich Gott einfach (not)wehren und sie des Platzes verweisen. Wie in der griechischen Mythologie auch (Plato)⁶, besteht die göttliche

⁶ Gemeint ist die bekannte Geschichte von der Bestrafung und Vertreibung der Kugelmenschen (Aristophanes-Mythos) bzw. die Verbannung der gefiederten Seelen (Phaidros).

Lösung in der Vertreibung des Paares aus dem Paradies (Olymp), um der Gefahr entgegenzuwirken, dass der Mensch vollständig göttliche Qualität annimmt. Das Geheimnis des Anfangs (auch des Paares) besteht zunächst darin, dass man selbst des Anfangs nicht mächtig ist, man ist schon irgendwie in die Welt gekommen durch Gott, den Urknall oder, ganz prosaisch, durch Vater und Mutter. In einem zweiten Schritt wird dann die ungeheure Möglichkeit des Selbstanfangs entdeckt, realisiert durch das Neue, die Abgrenzung, die exklusive Funktion des Liebesmythos.

2. Die Ausgrenzung von herrschender Moral, Politik und Vernunft

*In dem Moment, wo nur noch der Anstand zählt
zwischen Mann und Frau,
wird er zwangsläufig verletzt.*
Botho Strauß

In der Geschichte von *Theseus und Ariadne* bekommt der Liebesmythos einen gesellschaftlichen und politischen Kontext, und es verweben sich Gelingen und Scheitern des Paares ineinander. Diese Liebesgeschichte macht es auch dem modernen Leser leicht, sich in der tröstlichen Vergeblichkeit wieder zu erkennen. Sie ist eine moderne Geschichte, die eine ihrer zahlreichen Fortsetzungen etwa in der tröstlichen Vergeblichkeit der Geschichte von Rick und Ilsa in *Casablanca* findet (Retzer 1992).

Athen befand sich in einem spezifischen politischen (Rache- oder Zahlungs-)Verhältnis zum König Minos' von Kreta. Minos Sohn Androgeos war auf attischem Gebiet hinterlistig ermordet, Attika von Minos daraufhin militärisch unterworfen worden, und zusätzlich hatten die Götter Attika durch Dürre und Seuchen verwüstet. Die Götter bestanden schließlich auf einer bedingungslosen Kapitulation Attikas und einem Abkommen mit Minos von Kreta: Athen war Kreta tributpflichtig. Der Tribut bestand aus je sieben attischen Jünglingen und Jungfrauen, die alle neun Jahre nach Kreta geschickt werden mussten, wo sie in einem Labyrinth eingesperrt wurden und dort vom Minotauros, einem Zwitterwesen – halb Mensch, halb Stier – getötet wurden. Boten des Minos verlangten nun zum dritten Mal diesen Tribut, und die Opfer sollten ausgelost werden. Das Volk war erbost, dass der Königssohn Theseus nicht zu denen gehören sollte, die auch als Opfer ausgelost werden konnten. Theseus selbst erklärte sich jedoch bereit – ohne

selbst ausgelost worden zu sein –, als Teil des Tributs die ausgelosten attischen Jünglinge und Jungfrauen zu begleiten. Mit dem besorgten Vater Aigeus, dem König von Athen, verabredete er vor der Abfahrt des Schiffes nach Kreta ein Zeichen für die Rückkehr: Wird Theseus gerettet, sollte das Schiff weiße Segel setzen, ist Theseus dagegen umgekommen, sollten die traditionellen schwarzen Segel gesetzt werden.

In Kreta angekommen, verliebten sich Theseus und Ariadne, die Tochter des König Minos, ineinander. Ariadne übergab Theseus ein Wollknäuel, das er am Eingang des Labyrinths festbinden sollte, um wieder sicher aus dem Labyrinth herauszufinden. Zusätzlich gab sie ihm noch ein Schwert, mit dem er den Minotaurus töten könnte.

Am nächsten Tag betraten Theseus und die anderen attischen Tributopfer das Labyrinth. Theseus ließ seine Gefährten an einer sicheren Stelle warten, drang in die Höhle des Minotaurus vor, tötete diesen und gelangte mit Hilfe des Fadens zusammen mit seinen Gefährten wieder unversehrt aus dem Labyrinth. Zusammen mit Ariadne flohen die Athener vor dem Zorn des Königs von Kreta, nachdem sie durch Zerstörung der kretischen Schiffe – ein Vorschlag Ariadnes – eine Verfolgung unmöglich gemacht hatten. Eng umschlungen fuhren Theseus und Ariadne in Richtung auf Athen. Bei einem Aufenthalt auf der Insel Naxos erschien der Gott Dionysos Theseus im Traum und erklärte ihm, dass Ariadne zwar seine ihm vom Schicksal bestimmte Braut sei, er sie aber allein auf der Insel zurücklassen solle. Andernfalls würden er und seine Gefährten von Unheil verfolgt werden. Theseus gehorchte gottesfürchtig, verließ die schlafende Ariadne und segelte weiter nach Attika, verlor sie damit für immer und überließ sie dem hinterlistigen Dionysos, der sie nun selbst zur Frau nahm. Unglücklich über den Verlust Ariadnes, vergaß er jedoch, die weißen statt der schwarzen Segel zu setzen. König Aigeus sah von weitem die Segel, dachte, dass sein Sohn Theseus tot sei, und stürzte sich in seinem Kummer von den Felsen ins Meer, das seitdem das ägäische heißt.

Die Liebe und das Liebespaar entstehen hier gegen die politische Rationalität und Vernunft. Der Ungehorsam gegenüber den politischen Verhältnissen, die hier gleichzeitig die Verhältnisse der Herkunftsfamilie sind, lässt das Paar entstehen. Dies scheint aber nicht zu genügen. Damit das Paar weiter existieren kann, ist fortgesetzter Ungehorsam notwendig und auch der Ungehorsam gegen die Götter. Sollte das Paar vielleicht sogar gleichzeitig der größte Ungehorsam gegenüber den Göttern wie eine Form der (menschlichen) Selbstvergöttlichung sein?

Zumindest sprechen die literarischen Vorbilder dafür.

Ein andere, moderne Version – und damit ein Beleg für die weiterhin lebendige Kraft des Liebesmythos – ist Sartres Drehbuch zum Film *Das Spiel ist aus* (1952):

Zwei sehr gegensätzliche Personen – Mann und Frau, Rebell/Revolutionär und Dame der Gesellschaft – sterben gleichzeitig einen gewaltsamen Tod und begegnen einander im Totenreich, verlieben sich und kommen zu der Vermutung, dass sie für die Liebe und das Leben miteinander bestimmt waren (die allbekannte platonische Idee, dass die Liebe schon vor dem Paar existiert). Diese Liebe geht bis zu dem Ausspruch: »Ich gäbe meine Seele, wenn ich um deinetwillen noch einmal leben dürfte.« Sie protestieren bei den für Leben und Tod Verantwortlichen und dürfen tatsächlich noch einmal leben, um ihre Liebe zu verwirklichen, zunächst für eine Probezeit von 24 Stunden. Bedingung für die Verlängerung der Probezeit ist, dass sie sich tatsächlich in dem absoluten Sinn der Ausgrenzung von anderem lieben. Gelingt ihnen dies, sind sie dem Tode entkommen. Es gelingt ihnen trotz aller Bemühungen nicht, sich von den Loyalitäten zu ihrem früheren Leben und den darin auftretenden Mitmenschen zu lösen. Sie verlieren ein zweites Mal ihr Leben.

3. Die Ausgrenzung der Familie

Musste man sich früher gegen die Götter abgrenzen, um zum Liebespaar zu werden, so sind es heute die Vor- und die Nachfahren, gegenüber denen sich die exklusive Liebesfunktion zu bewähren hat, gegenüber den Eltern und Kindern. Diese Abgrenzung ist nicht nur eine Abgrenzung gegenüber konkreten Personen, sondern auch gegenüber kulturellen Vorstellungen und gesellschaftlichen Mythen über familiäre Vorgänge und Abläufe. Dabei fällt es wahrscheinlich oft leichter, sich gegen die Herkunftsfamilie abzugrenzen, aber ungleich schwerer, das gegenüber den eigenen Kindern zu tun. Das liegt wahrscheinlich vor allem an deren physischer Präsenz, und wenn sie gerade nicht anwesend sind, kann leicht ihre Abwesenheit zu einem das Liebeszwiesgespräch und die Paarbeziehung gefährdenden Thema werden. Kinder sind nun mal ein ganz starker Angriff und eine Gefährdung einer Liebesbeziehung. Interessanterweise auch dort, wo sie als Personen (noch) gar nicht existieren, aber als gewünschte, aber nicht eintreffende Kinder mit dem richtigen Funktionieren einer Paarbeziehung assoziiert sind. Besonders dann, wenn der Mythos gilt, dass Kinder die eigentli-

che Bestimmung einer Paarbeziehung sein sollen. Sind sie dann aber (mehr oder weniger wunschgemäß) da, dann hat man wieder mit ihrer Ausgrenzung zu schaffen, will man sich und seine Liebesbeziehung nicht im Dickicht des Familienlebens verlieren.

Bei dieser Art der Abgrenzung hilft besonders das *Geheimnis*. Das Geheimnis und sein Gegenstück, der Verrat, öffnen und schließen soziale Grenzen durch Kommunikation. Insofern ist die Erzeugung eines Geheimnisses wie seine Auflösung durch Verrat eine grundlegende kommunikative Operation, mit der sich soziale Funktionen der Exklusion und Inklusion beschreiben lassen. Das Geheimnis ist eine der wichtigsten Möglichkeiten zur Differenzierung sozialer Systeme. Informativ abgeschlossene Systeme und Subsysteme können über Verrat geöffnet werden. Das Geheimnis lädt zu einer intensiven Beziehung unter Ausschluss anderer ein. Es lässt sich durch Verratsverbot sogar verpflichtend steigern. Das Geheimnis verbindet, der Verrat trennt. In einem sehr allgemeinen Sinne lassen sich über die Verbindung durch das Geheimnis *Individuation mit* und durch den Verrat *Individuation gegen* erzeugen, und die Balance von Geheimnis und Verrat stellt das dar, was als *bezogene Individuation* (Stierlin et al. 1977) bezeichnet wird.

Für die Liebesbeziehung führt das Geheimnis der Liebenden und das Verratsverbot zu einer der wichtigsten Abgrenzungen von anderen, besonders von der Familie. Das Geheimnis des (Eltern-)Paares gegenüber den Kindern und umgekehrt der Kinder gegenüber den Eltern lässt sich vielleicht etwas pathetisch ausgedrückt als das eigentliche, nämlich *kommunikative Inzestverbot* bezeichnen, das erst Differenzierung in Familie hineinbringt und auch der Liebe eine Überlebenschance eröffnen kann. Diese für das Überleben des Einzelnen, von Liebesbeziehungen, Familien und sozialen Systemen jenseits der Familie (wie Organisationen) so ungeheuer nützliche Errungenschaft des Geheimnisses kann nicht deutlich genug betont werden. Gegenwärtig wird dagegen allzu oft dem Mythos der Transparenz und der heilenden Kraft des Verrates das Wort geredet. Die Ratgeberliteratur und die Talkshows sind voll von Verteufelungen und Austreibungsritualen von Familiengeheimnissen. Dabei gäbe es die Familie ohne Familiengeheimnisse schon lange nicht mehr. Sie hätte sich ohne das Geheimnis wahrscheinlich auch nie in dieser Form, wie wir sie heute kennen, entwickeln können. Die Entwicklung sozialer Systeme – also auch von Paaren und Familien – lässt sich als eine Abfolge beschreiben, in der früher Offenbartes in den Schutz des Geheimnisses tritt und umgekehrt früher Geheimgehaltenes offenbart wird.

Die betonte Ausgrenzung aller Außenstehenden erzeugt bei den Aus-

grenzenden oft starke Eigentumsgefühle. Besonders für die Beteiligten an einer Liebesgeschichte hat der Besitz (einer Liebesbeziehung bzw. des/der Geliebten) seine Bedeutung nicht allein schon durch das positive Haben, sondern er kann gesteigert werden oder sich überhaupt erst entfalten dadurch, dass andere ihn (den Geliebten/die Liebesbeziehung) entbehren müssen.

Hier lässt sich die Eifersucht verorten als eine exklusive Funktion, die soziale Differenzierung hervorbringt. Wir empfinden allzu oft, dass das Vielen Versagte etwas besonders Wertvolles sein müsse. Insofern kann auch der Inhalt eines Geheimnisses ganz hinter der Tatsache zurücktreten, dass andere eben nichts davon wissen. Diese individuell empfundene als auch soziale Attraktion des Geheimnisses lässt sich noch durch den logischen Gegensatz des Geheimnisses, den Verrat, steigern (Simmel 1908). Das Geheimnis ist getragen von dem Bewusstsein der Geheimnisträger, es verraten zu können. Möglichkeit und Versuchung des Verrates sind im Geheimnis allgegenwärtig. Aus dem Gegenspiel dieser beiden Möglichkeiten und Interessen – am Verbergen und am Enthüllen – entstehen, entwickeln und qualifizieren sich menschliche Wechselbeziehungen und soziale Systeme.

4. Ausgrenzung von Herrschaft und Beherrschung

Ein moderner, wenn auch nicht ganz junger Mythos ist der Mythos der Autonomie, des Fortschrittes und der vernünftigen Beherrschung der eigenen Lebensbedingungen (Macht euch die Erde/Natur untertan!). Wobei meist das als Fortschritt begriffen wird, was durch vernünftige Beherrschung zu größerer Autonomie führt.⁷ In Anbetracht dieses Mythos ist natürlich die Liebe ein Skandal. Sie stellt all dies radikal in Frage. Sie ist alles andere als vernünftige Beherrschung, gar Selbstbeherrschung. Nicht umsonst wird angesichts der üblichen Verortung der beherrschenden Vernunft im menschlichen Kopf der von Liebe Überwältigte als kopflos oder kopfverdreht bezeichnet. Die Liebe stellt einen radikalen Angriff auf die Vorstellung von der eigenen Autonomie dar. An Fortschritt ist schon gar nicht mehr zu denken. Die Ausgrenzung dieser (selbst)beherrschenden Vernunft ist daher eine weitere zentrale Ausgrenzungsfunktion der Liebe.

⁷ Auguste Comte hat diesen Mythos sehr genau auf den Punkt gebracht: »savoir pour prévoir, prévoir pour pouvoir« (erkennen, um vorhersehen zu können, vorhersehen, um beherrschen zu können).

Diese Ausgrenzung kann schließlich so weit gehen, dass sie sich in eine zerstörerische Gewalt verwandelt. Um dann wieder der gerade geltenden gesellschaftlichen Vernunft Genüge zu tun, sind nun Ausgrenzungsversuche gegenüber der Liebe notwendig. Sprichwörtlich ist die abenteuerliche Geschichte des jungen Mannes, der (um zu vergessen) in die Fremdenlegion geht, oder der jungen Frau, die ins Kloster geht. Aber auch das hat natürlich wiederum seinen Preis. Es besteht bei dieser Ausgrenzung der unvernünftigen Liebe die Gefahr, dass nur noch ein vernünftiger, in keiner Weise mehr liebender Mensch zurückbleibt, für den umgekehrt aber auch die Gefahr nicht allzu groß ist, geliebt zu werden. All diese Herausforderungen des vernünftigen Ausgrenzens der unvernünftigen Liebe und des unvernünftigen Ausgrenzens der Vernunft durch die Liebe sind altbekannte Themen unserer Kultur.

Der 12. Gesang der Odyssee gibt davon Zeugnis: Es ist die bekannte Geschichte von der Versuchung des Odysseus durch den unwiderstehlichen Gesang der Sirenen. Realistisch wird dort die Versuchung durch die Sirenen als mächtiger eingeschätzt als die Macht einer wie immer sich (selbst) beherrschenden Vernunft. Der Mannschaft wird einfach der Zugang zu der unwiderstehlichen Information der Sirenen versperrt, ihre Ohren sind mit Wachs verschlossen (Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß). Odysseus selbst kann der Versuchung nicht widerstehen und lässt sich an den Mast binden, um sich so (gesichert, beherrscht) dem verführerischen Gesang der Sirenen auszusetzen.

Wir bekommen hier eine Vernunftstrategie angeboten, die in der Überlistung der zerstörerischen Seite des Begehrens besteht. Es wird der Versuch unternommen, die unbeherrschbare Liebe und die herrschende Vernunft, die sich wechselseitig auszugrenzen versuchen, in Einklang zu bringen. Die Frage, ob dies gelingen kann, scheint weiterhin gestellt. Versuche, Antworten zu finden und diese im Experiment des Lebensvollzuges zu überprüfen, halten an. Die Ehe kann als eine solche zur Institution gewordene Vernunftstrategie betrachtet werden: An den Mast gefesselt, setzt man sich der unwiderstehlichen Verführung auf eine ungefährliche Weise noch einmal aus.

Eine weitere Form der Ausgrenzung von vernünftiger Beherrschung in der Liebe lässt sich als die unbeherrschte Eifersucht beschreiben und wird entsprechend gefürchtet. Dabei ist, nüchtern betrachtet, Eifersucht nichts anderes als die Realisierung der exklusiven Funktion des Liebesmythos. Man möchte einfach den/die Geliebte mit niemand anderem und mit nichts anderem teilen. Insofern kann nicht nur die Liebe, sondern auch die Eifersucht nichts anderes als asozial sein. Es lassen

sich verschiedene Formen von Eifersucht unterscheiden, die mehr oder weniger ausgrenzende Operationen des Liebesmythos sind.

Eine Eifersucht, die ich als *asoziale Eifersucht* in eben definiertem Sinne bezeichnen will, nimmt ihre Gründe aus dem (vielleicht) vergeblichen Versuch, den anderen ganz besitzen zu wollen und zu können. Es ist eine Eifersucht auf alles, was diesem Ganz-Besitzen des Anderen entgegensteht. Dies kann bis zu dem Versuch gehen, den anderen mehr zu besitzen als er sich selbst und ihm dadurch mit seiner Vernichtung als soziales Wesen zu drohen. Was dann vom Geliebten selbst als Angriff auf die eigene Autonomie erlebt werden kann. Aber leider oder erfreulicherweise sind wir selbst nicht transparent, weder für die anderen noch für uns selbst. Das genau macht uns eifersüchtig und setzt gleichzeitig der Verwirklichung der asozialen Ziele, der liebenden Eifersucht seine Grenze.⁸

Deutlich davon zu unterscheiden ist jedoch eine Eifersucht, die ich *soziale Eifersucht* nenne. Diese Eifersucht ist keine liebende Eifersucht, die den Geliebten und die Anderen im Auge hat, sondern eine, die sich selbst und die Anderen im Auge hat. Sie entsteht aus einem verletzten Ehrgefühl des Eifersüchtigen und versucht, sich mit dem in Rache verwandelten Zorn des verletzten, beleidigten Partners des Verlustes der eigenen Ehre zu erwehren und sich von der Befleckung einer verlorenen Ehre zu reinigen. Hier sind die Eifersüchtigen nicht Wächter der Ausschließlichkeit, in dem sie andere und anderes ausgrenzen, sondern sie sind Hüter ihres Ansehens. Sie sind Sklaven der öffentlichen Meinung über sie. Ein (vermuteter) Gesellschaftskodex der Ehre ist hier maßgebend und handlungsanleitend. Das Dritte, die Gesellschaft, die Kultur, die öffentliche Meinung und das öffentliche Ansehen, wird durch diese Art der Eifersucht gerade nicht ausgeschlossen, sondern integriert. Der soziale Eifersüchtige versucht nicht den Blick der Geliebten wieder ausschließlich auf sich selbst zu richten, um im Blick der Geliebten aufgehoben zu sein, sondern er fühlt sich im Blick der Öffentlichkeit geschädigt, sein soziales Ansehen hat gelitten, und dieses

⁸ Eine weitere Form der *asozialen Eifersucht* hat dagegen nicht das Ziel, Drittes aus der Dyade auszuschließen, sondern alles, d. h. den Rest der Welt, der nicht als zum Selbst zugehörig gerechnet wird. Diese Art von asozialer Eifersucht verhindert eine Liebesbeziehung und ermöglicht allenfalls Selbstverliebtheit. Die böse Königin im Märchen von Schneewittchen ist ein Beispiel einer solchen selbstzentrierten asozialen Eifersucht: Sie selbst beobachtend, lässt sie sich täglich von ihrem Spiegelbild eifersüchtig mitteilen, wer die Schönste im ganzen Land sei. Die Exklusivität dieser Eifersucht realisiert sich dann darin, dass alles, was schöner ist, getötet werden muss.

Ansehen soll wieder hergestellt werden, bzw. der Andere soll ebenfalls in seinem sozialen Ansehen geschädigt werden. Was einer vorstellt, genauer: was sich die Anderen für eine Vorstellung von ihm selbst machen, ist Gegenstand der Sorge der sozialen Eifersucht. Die soziale Eifersucht ist ein Scheitern des Ausgrenzens der Beherrschung.

5. Ausgrenzung von Berechenbarkeit, Wahrscheinlichkeit und Zufall

Die Erzeugung einer tatsächlichen Liebesbeziehung ist ein unwahrscheinliches Ereignis. Versucht man die tatsächlichen Wahrscheinlichkeiten für die erste Begegnung zwischen zwei Liebenden zu rekonstruieren, wird man bei extrem kleinen Wahrscheinlichkeiten landen.

Ein Beispiel kann dies verdeutlichen: Nehmen wir an, ein Liebespaar begegnet sich das erste (aber entscheidende) Mal während eines Seminars auf einem Kongress für Paartherapie. Diese Begegnung findet in einem Seminar statt, das wiederum in einem Saal mit 150 Sitzplätzen abgehalten wird. Zunächst gibt es eine Wahrscheinlichkeit dafür, dass einer der beiden Liebenden (in spe) auf einem bestimmten Sitz Platz nimmt. Diese beträgt 1 : 150. Die Wahrscheinlichkeit, dass beide auf einem bestimmten Platz – nämlich nebeneinander – zu sitzen kommen, hat schon nur noch eine Wahrscheinlichkeit von 1 : 22.500. Wenn man dann noch einkalkuliert, dass gleichzeitig zu diesem Seminar drei Parallel-Seminare stattfinden und beide geschwankt haben, für welches dieser drei Seminare sie sich entscheiden sollten, reduziert sich die Wahrscheinlichkeit um den Faktor 9 weiter auf 1 : 202.500. Um aber das Ganze wenigstens etwas realistischer zu betrachten, muss man einrechnen, dass für beide am Morgen noch nicht klar war, ob sie überhaupt eines dieser drei Seminare besuchen würden. Es ergaben sich für beide mindestens folgende fünf Alternativen, zwischen denen sie hin und her schwankten:

- im Hotelbett (noch getrennt) liegenzubleiben und weiterzuschlafen;
- sich etwas Milderung des am Vorabend erzeugten Katers durch einen morgendlichen Spaziergang zu verschaffen;
- in eines der Cafés in der Altstadt, in der der Kongress stattfindet, zu gehen und in Ruhe die Morgenzeitung zu lesen und den vorbeiflanzierenden Spaziergängern nachzuschauen;
- schon am Morgen statt erst am Abend in einen Zug zu steigen und nach Hause zu fahren und schließlich eben
- eines dieser drei Seminare zu besuchen.

Diese fünf Alternativen reduzieren die schon errechnete Wahrscheinlichkeit noch einmal um den Faktor 25, sodass wir nun, wenn wir denn schon hier abbrechen, was nicht unbedingt nötig wäre, auf eine Wahrscheinlichkeit von 1 : 5.062.500 kommen.

Kommt es nun tatsächlich zu einer unwahrscheinlichen Liebesbeziehung unter den angenommenen Bedingungen, dann erzeugt die exklusive Funktion der Liebe eine deutliche und entschiedene Abgrenzung von der modernen Wahrscheinlichkeitsrechnung, indem sie die alte Idee des Schicksals, der Vorsehung und der Ewigkeit aktiviert. Diese Ideen laufen entgegen den aktuellen, modernen gesellschaftlichen Mythen. Die exklusive Funktion der Liebe zeigt sich darin, dass sich wohl nirgendwo sonst ein solch tiefes Bedürfnis nach einem Schicksal und der Ewigkeit der Vorsehung zeigt wie in der Liebe. Indem wir der geringen Wahrscheinlichkeit einer Begegnung, die dabei ist, in den Zufall überzugehen, durch die Erfindung einer schicksalhaften Liebesgeschichte ein unwahrscheinliches Maß an Kausalität zuschreiben, versuchen wir der Unordnung des Lebens oder zumindest der Liebe eine tröstliche Absicht und Richtung zuzusprechen.

Nehmen wir an, es würde tatsächlich unter den angenommenen und berechneten Bedingungen eine Liebesbeziehung beginnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dann irgendwann in der Zukunft der Momente, in dem einer der beiden das Gefühl hätte, dass diese Begegnung damals letztlich nur ein Zufall war, eine zufällige Begegnung mit der Wahrscheinlichkeit von 1 : 5.062.500. Dieses Gefühl oder dieser Gedanke würde dann wahrscheinlich auch einer der Momente sein, in dem man nicht mehr die absolute (d. h. unbezweifelbare) Notwendigkeit empfinden würde, den Anderen zu lieben. Mit der Einführung der Wahrscheinlichkeitsberechnung kann man gleichzeitig aufhören, den Anderen zu lieben.

6. Ausgrenzung von Zeit, Tod und göttlicher Gnade

Für viele Menschen ist das Leben deshalb ein Skandal, weil es tödlich endet. Es kann zu diesem Skandal werden, weil wir um die Endlichkeit des Lebens wissen. Seitdem versuchen viele, sich zu verewigen. Die Mittel können unterschiedlich sein und geben sich oft nicht als Verewigungsversuche zu erkennen: Fortpflanzung des Körpers durch Nachkommen, Stabilisierung der Lebensspuren durch un-

sterbliche Werke, Geld, Vermögen, Ideen, schlechten/guten Ruf ...⁹ Die Liebe wird in unserer Kultur, aber auch im (oft uneingestanden) Erleben vieler Menschen als eine weitere Möglichkeit der Verewigung verstanden, als eine Art von Fortpflanzung der Seele. Liebe ist dann nicht nur stark wie der Tod (Maupassant), sondern sogar stärker als der Tod.

Diese Idee ist nicht neu, aber nach wie vor aktuell.¹⁰ Sie taucht vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte von *Amor und Psyche* auf: Amor, ein grausamer Gott, verliebt sich in eine Sterbliche: Psyche. Psyche gelangt zur Unsterblichkeit durch ihre Vereinigung mit einem Gott. Vorher muss sie aber in das Reich der Toten (das allerdings auch der Ort der Wurzeln und Keime, Verheißung der Auferstehung ist), zum unterirdischen Palast von Pluto und Proserpina hinabsteigen.

Dieselbe Vorstellung der Überwindung des Todes durch die Liebe drückt der spanische Renaissancedichter Quevedo in dem eindrucksvollen Sonett *Amor constante más allá de la muerte* (Über den Tod hinaus beständige Liebe) aus:

*doch nicht auf diesem Ufer des Flusses
erlischt die Erinnerung an ihr Glühen;
zu schwimmen weiß die Flamme auf der kalten Flut,
nicht achtend mehr das eberne Gesetz*

Die Liebe, die Flamme, verletzt das Gesetz, das die Welt der Toten von der Welt der Lebenden trennt. Der Fluss Lethe, der Fluss des Vergessens, trennt die Welt der Toten von der Welt der Lebenden. Die Liebe wird jedoch auf dem anderen Ufer des Flusses weiterlodern. Die Seele, von der Leidenschaft in Brand geraten und zur schwimmenden Flamme geworden, überquert unbeschadet den Fluss des Vergessens. Die Liebe ist eine der Antworten, die Menschen gefunden haben, um dem Tod ins Auge zu blicken. Mit Hilfe der Liebe rauben wir der menschlichen Zeit, die uns tötet, ein paar Stunden, die wir dann zum Paradies, manchmal zur Hölle machen, aber immerhin. Gleichwohl besteht die Liebe auch aus Zeit: Auch die geliebte Person (zumindest ihr Körper) erleidet die Schmach des Alterns, der Krankheit und des Todes. Aber auch hier verspricht die Liebe wieder das Heil – eindrucksvoll etwa erzählt von Ovid im Buch VIII der *Metamorphosen*. In der Geschichte von *Philemon und Baucis* verwandeln

⁹ Wenn ich geh', dann geht nur ein Teil von mir (Peter Maffay).

¹⁰ Wenn ich sterb', dann stirbt nur ein Teil von mir (Peter Maffay).

sich die beiden Alten in Bäume, er in eine Eiche, sie in eine Linde, und kehren so gemeinsam zur Natur zurück.

Die Liebe wird damit zu einer Möglichkeit, das Paar des Paradieses wiederzufinden, zumindest verspricht sie uns einen Zustand, der uns mit dem Verlust des Paradieses versöhnen will.¹¹

Womit wir wieder beim Sündenfall angekommen wären. Liebe und Religion gehören nun mal eng zusammen. Nicht umsonst heißt es im Dreiklang: Liebe, Tod und Teufel. Der Sündenfall lässt die Metapher und den Mythos des Sturzes anklingen – eine auch im Zusammenhang mit der Liebe interessante Metapher. Der Sturz des Sündenfalles ist nicht nur der Sturz des Menschen, sondern auch der Sturz des schönsten Engels, des Statthalters der himmlischen Heerscharen: Luzifer. Der Sturz Luzifers antizipiert und impliziert den der Menschen. Aber Luzifer ist, soviel wir wissen, unerlösbar; seine Verdammnis ist ewig. Der Mensch hingegen kann seine Sünde sühnen, kann den Sturz in Flug verwandeln. Liebe ist dann das Wiedererkennen – in der geliebten Person – der Gabe des Fliegens, die alle Menschen auszeichnete. Die Metapher des Fliegens taucht in den meisten Liebesgeschichten auf. Das Mysterium der *Conditio humana* liegt dann in der Freiheit: Sie ist Sturz und sie ist Flug. Sie kann Herabstürzen auf die Erde sein und sie kann Auffliegen sein. Die Liebe ist das Mittel, den Sturz in Flug zu verwandeln. Sie ist daher nicht Liebe *zu* dieser Welt (hin), sondern *von* dieser Welt (weg).

Aber dadurch wird Liebe zugleich Erlösung von der Sünde und erneute Sünde.¹² Warum kann Liebe beides sein, beziehungsweise ist die Erlösung von der Sünde durch Liebe erneute Sünde?

Die christliche Vorstellung von der Sünde ist nicht, geboren zu sein, sondern Gott verloren zu haben, als man sich selbstständig gemacht hat. Aber es gibt eine gute (christliche) Botschaft: Gott sucht uns, und er hat uns auch schon gefunden, durch seinen Sohn, der sich zu uns sündigen Menschen herabgelassen hat. Durch die Fleischwerdung des Wortes ist das Jenseits ins Diesseits eingebrochen. Gott lässt sich herab, sodass der Mensch nicht mehr herauf muss. Er sucht uns im Diesseits heim. Jetzt kann/muss der Mensch, dem verziehen wurde, weiterhin Mensch bleiben, er wird nicht vergöttlicht. Er muss aber demütig ge-

¹¹ Auch wenn der skeptische Dichter (Botho Strauß) angesichts real existierender Paarbeziehungen zu anderen Akzenten kommt: »Soviel Vorgeschmack auf die Hölle. // So wenig Nachgeschmack vom Paradies«.

¹² Kann denn Liebe Sünde sein? (Zarah Leander)

horchen, vor allem den christlichen Geboten. Er muss etwa dem heiligen Sakrament der Ehe Genüge tun, d.h. heiraten, statt zu brennen (Paulus an die Korinther). Wer aber direkt zu Gott kommen will oder gar selbst gerne mal Gott werden will, ist zum Scheitern verurteilt beziehungsweise schon verdammt.¹³

Wenn nun aber der Sündenfall des Sturzes durch den Liebesflug zur göttlichen Erhebung werden kann, vermischt die Liebe die Erde mit dem Himmel, und das ist ihre eigentliche unverzeihliche Subversion. Die Liebe wird zur Möglichkeit der Befreiung aus der Finsternis. Nicht Gott kommt mit seiner Liebe in die Welt, sondern wir kommen mit unserer Liebe aus ihr heraus, indem wir – wie der Dichter Petrarca es ausdrückt:

*Treu zu erglühen für ein irdisch Wesen
Mit Flammen, die nur Gott allein gebühren.*

Wir übernehmen uns. Liebe wird zu einem schöpferischen menschlichen Akt, der göttliche Eigenschaften verleiht, für beide, für den, der liebt, und den, der das Geliebtwerden erleidet, »... dass sie ihm helfe, seine Seele wieder zu finden« (DeLillo 2001).

7. Ausgrenzung von differenzierten Funktionen

Die Abdankung des Menschen als Ebenbild Gottes geht mit dem Verschwinden der menschlichen Seele einher. Die Person verblasst immer mehr gegenüber der Vorstellung des modernen Menschen als einer Ressource von Organen, Funktionen und Prozessen (human resource). Er wird – systemtheoretisch gesprochen – zu einer von vielen Umwelten für Kommunikation, die, geregelt über Kommunikationscodes, differenzierte und spezifische Funktionssysteme hervorbringt. Personenzentriertheit wird zur Funktionszentriertheit. Die Liebe nun führt hier zu einer radikalen Ausgrenzung dieser selektierenden Funktionssysteme. Dadurch entsteht eine – in den Augen mancher Beobachter – scheinbar anachronistische und asoziale Rückwärtsbewegung. Die Liebe macht aus funktionalen Kommunikatoren Personen. Sie setzt solche Personen voraus, die sich wieder wechselseitig eine Seele einhauchen (»... dass sie ihm helfe, seine Seele wieder zu finden«), und wenn sie nicht selbst Götter werden, so doch wieder zu Ebenbildern Gottes oder wenigstens noch zu Men-

¹³ Wer zu Gott kommen will, ohne über Christus zu gehen, der der Weg ist, kommt zum Teufel (Martin Luther).

schen, die zumindest dem Geliebten so werden, wie sie Gott gemeint hat.

Die Liebe wird zu einem Gegengewicht zur utilitaristischen Entzauberung der Welt. Sie wird zu einem asozialen Phänomen. Liebe kann in andere Seinszustände (Bewusstseinszustände ja ohnehin) führen, die über das Lebensdienliche und Realitätstüchtige hinausgehen und sich von Vernunft oder Politik und Moral nicht in die Pflicht nehmen lassen. Die Liebe entbehrt der Nützlichkeit. Nützlichkeit bindet an diese Welt. Die unnütze und unökonomische Liebe grenzt dagegen von der Welt ab und ist dazu da, verschwendet, aufgeopfert, verspielt und verausgabt zu werden.

Die inklusive Funktion des Liebesmythos

Die inklusive Funktion der Liebe steht in scheinbarem Widerspruch zur exklusiven Funktion. Wo die exklusive Funktion all das Beschriebene ausgrenzt, soll nun die inklusive Funktion all das wieder einschließen?

Der Liebesanspruch auf Wiederherstellung der Welt erscheint zunächst im Gegensatz zur exklusiven Weltabgewandtheit des Liebespaares. Dort, wo die Liebe weltabwendend das Paar entstehen lässt, eröffnet sie aber gerade dadurch eine Weltherstellung, eine Herstellung oder Wiederherstellung der Liebenden und der Welt, wie sie eigentlich gemeint waren. Genauer: wie wir meinen, wie sie gemeint waren, d. h., auch hier übernehmen wir uns und die Welt. Wir nehmen uns und die Welt wieder in Besitz. Die Liebe verspricht die entzauberte Welt (Weber 1919) wieder zu verzaubern, um sie uns dann und dadurch anzueignen.

1. Die Wiederverzauberung der entzauberten Welt

Schon in der Romantik wird der Weltverlust des modernen Subjekts beklagt. Ich und Welt fallen auseinander. Sinn ist nicht mehr aus der Welt zu gewinnen. Die Entzauberung der Welt meint, dass immer mehr Tatsachenzusammenhänge, vor allem mit Hilfe der Wissenschaft, vorgeführt und begriffen werden, dass es keine prinzipiell geheimnisvollen, unberechenbaren Mächte gebe, sondern alles im Prinzip beherrscht werden könne. Mit der Entzauberung geht jedoch auch der Sinn verloren, der Sinn in der Welt und der Sinn der Methoden, mit denen wir uns der Welt nähern. Weder ist Sinn in der Welt zu

finden, noch haben Methoden wie etwa Wissenschaft oder Technik einen Sinn. Die Entzauberung der Welt bezeichnet ein Lebensgefühl, das sich parallel zur Entwicklung differenzierter Funktionssysteme entwickelt. Die prinzipielle Berechenbarkeit der Welt und die Auflösung der sinnstiftenden Sozialsysteme in einer hierarchischen Schichtengesellschaft sind Beschreibungen der gleichen entzaubernden Weltvorgänge.

Unsere wichtigen Fragen werden aber nicht mehr beantwortet: Was sollen wir tun? Wie sollen wir leben? Oder allgemeiner: Welchen Sinn sollen wir der Welt und uns in ihr geben?

Wir sind gezwungen, durch Selbstbesinnung uns selbst Rechenschaft über den letzten Sinn unseres eigenen Tuns zu geben. Oder, um es mit der Metapher des Zaubers auszudrücken, wir sind nach der Entzauberung der Welt darauf angewiesen, die Welt und uns selbst wieder zu verzaubern.

Der inklusiven Funktion der Liebe wird diese Art der Selbst- und Weltverzauberung zugetraut oder zugemutet. Der Geliebte soll zum Universum werden, in dem man sich selbst als Liebender und Geliebter und der Welt Sinn zuschreiben kann. Dem Geliebten wird zugestanden, durch ihn und durch die Liebe zu ihm das eigene Ich entfalten zu können, Identität zu gewinnen und herzustellen und damit auch wieder die Welt herstellen zu können: »Ich nehme mich durch dich wieder in Besitz« (DeLillo 2001). Hierin besteht die entscheidende Aufgabe der Liebe: die Entstehung und Sicherung von Individualität und Identität von *innen*.

Milan Kundera (1997) beschreibt eindrucksvoll die Liebe als ein Beobachtungsphänomen, durch das die Geliebte sich selbst und die verlorene Welt hervorzubringen hofft: »Der Gedanke an den Mann, der sie liebte, tauchte wieder auf. Wenn er hier wäre, würde er sie beim Namen rufen. Wenn es ihr gelänge, sich an sein Gesicht zu erinnern, könnte sie sich vielleicht den Mund vorstellen, der ihren Namen spricht. Das scheint ihr ein guter Weg: auf dem Umweg über diesen Mann zu ihrem Namen zu gelangen« (a. a. O., S. 161).

2. Die Selbstaneignung durch Besessenheit

Hier kommen zwei wichtige Elemente der Sinngebung durch die Liebe zusammen. Die Beobachtung, genauer das Beobachtet-Werden und die Namensgebung, das Aussprechen des Namens, vielleicht sogar noch wichtiger, zu hören, beim Namen genannt zu werden. Durch die Be-

nennung treiben wir Ordnung in das Chaos, wir stellen Welt her und bemächtigen uns gleichzeitig des Benannten, in dem wir ihm einen Namen geben. Der oder das von uns benannte gehört uns bzw. der Benannte wird besessen.

Wir erfahren uns grundlegend durch die Erfahrung der Besessenheit. »Ich bin vom Anderen besessen; der Blick des Anderen formt meinen Leib in seiner Nacktheit, lässt ihn entstehen, modelliert ihn, bringt ihn hervor, wie er ist, sieht ihn, wie ich ihn nie sehen werde. Der Andere besitzt ein Geheimnis: das Geheimnis dessen, was ich bin. Er bewirkt, dass ich bin, und besitzt mich gerade dadurch ... als Bewusstsein ist der Andere für mich der, der mir mein Sein gestohlen hat, und zugleich der, der es bewirkt, dass es ein Sein ›gibt‹, welches mein Sein ist ...« (Sartre 1943, S. 467).

Im liebenden Blick des Anderen entsteht der Geliebte als Hergestellter. Er wird dadurch vielleicht so gar ganz oder heil, zumindest so verzaubert, dass er sich selbst besinnen kann. Dies geschieht durch den liebenden Blick des Anderen, weil das Leben des Anderen, von außen gesehen, ein Ganzes bildet, ein sowohl physisches als auch emotionales Beieinandersein. Während unser eigenes Leben, das wir von innen zu sehen versuchen, uns meist verzettelt und zerrissen erscheint. Wir bedienen uns dann am Blick des Anderen auf uns, um uns selbst eine sinnvolle, »ganze« individuelle Identität anzueignen.

3. Gesehen werden, um zu sein

Die Liebe wurde schon immer als eine Geschichte der Anagnorisis,¹⁴ des Wechselerkennens zwischen Mann und Frau, erzählt: In dem Moment, da das Paar vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, beginnt es den Blick aufeinander zu werfen, sich anzusehen und wahrzunehmen. Sie erkennen, dass sie nackt sind. Sie nehmen wahr, dass sie verschiedenen Geschlechts sind und einander begehren. Sie beginnen wechselseitig von ihren Körpern Besitz zu ergreifen, von einander besessen zu werden. Sie markieren ihre Körper durch Einkleiden: Sie versehen sie mit Bedeutung, sie investieren¹⁵ Bedeutung in diese Körper und erfah-

¹⁴ Anagnorisis ist das Wiedererkennen als dramatisches Element in der antiken Tragödie. Im platonischen Aristophanes-Mythos ist das Wiedererkennen der beiden Teile des ursprünglichen Kugelmenschen der alles entscheidende Liebesblick.

¹⁵ Investieren (lat. »einkleiden«):

1. mit den Zeichen der Amtswürde bekleiden, in ein Amt einsetzen (vgl. Investitur);
2. Kapital langfristig in Sachgüter anlegen.

ren sich dann als Wissende und Begehrende. Sie haben Sinn in die Welt gebracht.

Der Blick des Anderen (die Liebe auf den ersten und die weiteren Blicke) ist von entscheidender Bedeutung. Ganz grundlegend hat dies Jean-Paul Sartre (1943) beschrieben: »... das, worauf sich meine Auffassung des Anderen in der Welt als *wahrscheinlich ein Mensch seiend* bezieht, ist meine ständige Möglichkeit, *von ihm gesehen zu werden*, das heißt, die ständige Möglichkeit für ein Subjekt, das mich sieht, sich an die Stelle des von mir gesehenen Objekts zu setzen« (a. a. O., S.343). Damit dieses allgemeine Phänomen der »Menschwerdung« durch Gesehen-Werden zu dem besonderen Phänomen des Gesehen-Werdens als Liebender wird, bedarf es eines wichtigen Zusatzes: »..., dass ich im Bewusstsein des Anderen in Sicherheit wäre« (a. a. O., S.473). Dadurch können sich die Liebenden in ihrem Dasein gerechtfertigt fühlen und ihrerseits Dasein rechtfertigen, d.h. Welt herstellen. Der Geliebte wird zu dem, was die Welt zusammenfasst und versinnbildlicht. Die Liebenden konfrontieren und infizieren sich wechselseitig mit ihrer Faktizität. Sie sind der Grund und die Bedingung für das Auftauchen der Welt selbst: »Ich muss derjenige sein, dessen Funktion es ist, die Bäume und das Wasser, die Städte und die Felder und die anderen Menschen existieren zu lassen, um sie dann dem Anderen zu geben, der sie zur Welt anordnet ... In gewisser Hinsicht bin ich, wenn ich geliebt sein soll, der Gegenstand, durch dessen Vollmacht die Welt für den Anderen existieren wird ...« (a. a. O., S.474).

4. Vom Verlust zum Gewinn, vom Verrat zum Geheimnis

Hier zeigt sich die Dialektik der Liebe: die Aufhebung von Identität, Autonomie oder Bewusstsein des einen, ein Aufgehen, ein Sichverlieren im Anderen und anschließende Wiedergewinnung von all dem, aber auf andere Weise. »Das wahre Wesen der Liebe besteht darin, dass Bewusstsein seiner selbst aufzugeben, sich in einem anderen Selbst zu vergessen, doch in diesem Vergehen und Vergessen sich erst selbst zu haben und zu besitzen« (Hegel 1817, S.155). Wer liebt, hat einen Teil seiner gewohnten Selbstverteidigungsinstanzen gegenüber der geliebten Person außer Kraft gesetzt. Es befindet sich in einem Zustand der selbstgewollten Wehrlosigkeit.

Es ist aber wohl kaum anzunehmen, dass diese Prozesse ganz ohne Sprechen auskommen können, auch wenn wahrscheinlich die Blicke wesentlicher sind und die alltägliche Erfahrung mit Liebesbeziehungen auf den nicht unwesentlichen Anteil des Sprechens am Scheitern mancher Lie-

besbeziehungen verweisen. Eine besondere Art des Liebesgespräches soll hier aber noch erwähnt werden. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der inklusiven Funktion der Liebe. Es ist das Liebesgespräch als *Beichte*.

Die Beichte bringt die beiden schon erwähnten Operationen des Geheimnisses und des Verrates ins Spiel und konstituiert dadurch soziale Systeme. Im Liebesgespräch selbst kann der Verrat zu einem Geheimnis werden. Das Geheimnis grenzt ab, erzeugt soziale Differenzierung und stellt ein hocheffektives Mittel zum Zwecke der Abgrenzung auch einer Liebesbeziehung von Drittem dar. Der Verrat ist bekanntlich die Verletzung eines Geheimnisses. Im Falle des Liebesgespräches kann der Selbstverrat zur Beichte werden. Er kann zur Neukonstituierung eines Geheimnisses werden, eines Geheimnisses, das im Glauben an den Anderen eine Liebesbeziehung abgrenzen kann. Die Beichte erscheint dann nicht als Abladen bzw. als Bekenntnis von Schuld, sondern als Vertrauensbeweis. Im (Selbst-)Verrat löst sich der sich selbst Verratende (als soziale Grenzstruktur verstanden) auf, um nach einer neuen Grenzziehung, um das liebende Paar (errichtet durch das Geheimnis des verratenden Vertrauensbeweises) sich im Bewusstsein des Geliebten sicher zu fühlen, so »... dass sie ihm helfe, seine Seele zu finden« (DeLillo 2001).

Die Liebe scheint also nicht nur aus dem beliebigen Paar das einzigartige Liebespaar zu machen, sondern die Liebe scheint dann auch aus der austauschbaren Figur – dem Funktionsträger – den einzigartigen Menschen zu machen. Erst die Liebe verleiht Identität, welche auch immer: gewöhnliche, wahre oder eben auch göttliche.¹⁶ Die Funktionen der Liebe bewirken, dass die Liebe zugleich exklusiv und inklusiv, weltabgewandt und dadurch weltherstellend sein kann. Diese Funktionen werden realisiert, indem die Liebe zum *Kommunikationscode* (Luhmann 1982) wird.

Die Liebe als Kommunikationscode

Ich habe einige Romane gelesen und halte mich für verliebt.
(Duclos)

*Manche Menschen hätten sich niemals verliebt,
wenn sie niemals von Liebe hätten sprechen hören.*
(La Rochefoucauld)

¹⁶ Lieben – einen Menschen so sehen, wie Gott ihn gemacht hat und die Eltern ihn nicht haben werden lassen. Nicht lieben – einen Menschen so zu sehen, wie ihn seine Eltern haben werden lassen (Marina Zwetajewa).

Die beiden berühmten klassischen Zitate beschreiben sehr genau, was unter dem Kommunikationscode der Liebe zu verstehen ist. In Sprache hineingeboren, adoptieren wir zwangsläufig den Gebrauch, den andere von ihr gemacht haben; wir beziehen uns selbst in eine Geschichte ein beziehungsweise werden in eine Geschichte hineingezogen, die nicht die unsere sein muss.

Der Kommunikationscode der Liebe stellt kulturelle Vorschriften darüber bereit, was man sich unter Liebe vorzustellen hat, wie man Gefühle bilden, ausdrücken, simulieren, anderen unterstellen und auch leugnen kann, wie man Liebe anzufangen hat, was man zu erwarten hat, was man verlangen kann, und informiert auch darüber, wie das Ganze enden kann oder wird.

Tabelle 1 Liebe als Kommunikationscode

Kommunikation in	
Liebesbeziehungen	Funktionssystemen
höchstpersönlich	unpersönlich
unselektiert	selektiert
ungehemmt	gehemmt
enge Kopplung von Psyche und Kommunikation mit dem Primat der Psyche	lockere Kopplung von Psyche und Kommunikation mit dem Primat der Kommunikation

Der Kommunikationscode der Liebe soll hier von Kommunikationscodes anderer Funktionssysteme unterschieden werden. Dabei sollen nicht die jeweils spezifischen Funktionen der verschiedenen Funktionssysteme berücksichtigt werden, sondern nur ihre Unterschiede zum Kommunikationscode der Liebe. In seiner Ausschließlichkeit kommt der Kommunikationscode der Liebe nur in der Liebesbeziehung vor. Schon die Familie ist ein Kommunikationssystem, das sich vor allem durch Merkmale anderer Funktionssysteme auszeichnet. Funktionssysteme beginnen bei der Familie, enden aber nach wie vor beim Liebespaar. Später wird auch der Fall zu betrachten sein, in dem eine Paarbeziehung Merkmale eines Funktionssystems, d.h. dessen Kommunikationscodes, aufweisen kann. Zunächst soll aber der Unterschied zwischen der Kommunikation von Liebesbeziehungen und Funktionssystemen beschrieben werden. In Tabelle 1 sind einige unterscheidende Merkmale zusammengestellt.

Die Kommunikation in Liebesbeziehungen ist insofern persönlich oder gar »höchstpersönlich« (Luhmann 1982), als alles, was einem Teilnehmer als Person und damit persönlich zugerechnet werden kann, Gegenstand der Kommunikation sein kann. *Person* ist in diesem Zusammenhang das Konstrukt eines Beobachters, der auch Selbstbeobachter sein kann, in das alles eingeschlossen ist, was einem Menschen zugerechnet wird: sein Verhalten innerhalb der Paarbeziehung, sein familiäres Verhalten, sein berufliches oder Freizeitverhalten, der erschlossene oder faktische biologische und psychische Zustand einer Person, vergangenes Verhalten, etwa Verhalten vor dem Beginn einer Liebesbeziehung, aber auch zukünftiges Verhalten, Hoffnungen, Befürchtungen ... In der Liebeskommunikation ist prinzipiell alles, was eine Person betrifft – auch selbst das, was nur vermutet werden kann – der Kommunikation zugänglich bzw. kommunikationswürdig. Es findet also keine Selektion statt. Geheimhaltung ist nicht erlaubt, was nicht heißt, dass sie nicht praktiziert werden kann und praktiziert wird.

In anderen Funktionssystemen (von der Familie bis hin zu hoch differenzierten Organisationen) werden dagegen nicht »ganze« Personen zum Gegenstand von Kommunikation, sondern jeweils spezifizierte Teilaspekte dieser Personen, meist bestimmte, für das jeweilige Funktionssystem spezifisch »brauchbare« Handlungen. Schon in der familiären Kommunikation (z. B. während des Frühstücks am Esstisch der Familie) hat die gesamte Person der Mutter (etwa ihr Empfinden als Sexualpartnerin des Vaters) geringe Chancen, zum Kommunikationsinhalt zu werden, sondern allenfalls Teilaspekte der Mutter. Der Vater wiederum hat als Abteilungsleiter eines Unternehmens während des zwei Stunden später stattfindenden Abteilungsmeetings geringe Chancen, mit seinen Selbstzweifeln als Vater eines pubertierenden Sohnes Gehör zu finden. Wenn er es dennoch tut, wird er im besten Falle nicht gehört, im schlimmeren für »nicht ganz dicht« gehalten, weil er seine kommunikativen Beiträge nicht selektiert und hemmt, d. h. einschränkt und auswählt, und dadurch auf das Funktionale hin abdichtet. In solchen Funktionssystemen werden die prinzipiellen Möglichkeiten von Kommunikation nicht voll ausgeschöpft. Die Gesamtperson nimmt dort nicht an der Kommunikation teil. In Liebesbeziehungen kann man sich also verpflichtet fühlen, alle Möglichkeiten zu nutzen, in Funktionssystemen ist man dagegen verpflichtet, gerade dies nicht zu tun.

Das wiederum macht nun Liebesbeziehungen so bedeutsam als ein

Kommunikationssystem, an dem man als Gesamtperson teilnehmen zu können hofft, teilnehmen kann und teilnehmen muss. Der Teilnehmer (d. h. der Liebende) kann dort erwarten, für alles, was ihn selbst betrifft, ein Ohr zu finden. Umgekehrt wird von ihm erwartet, für alles, was den Geliebten betrifft, ein offenes Ohr zu haben. Man hat dort das Recht und die Pflicht, auf alles Rede und Antwort stehen zu können und zu müssen. Im Gegensatz zu anderen Funktionssystemen wird in der Liebesbeziehung ungewöhnlich viel Verhalten zu Kommunikation, man kann (zumindest prinzipiell) mit allem Beachtung finden und sollte selbst (zumindest prinzipiell) alles beachten. Die Regulation durch Hemmung und Auswahl von kommunikationsfähigen Beiträgen ist minimalisiert.

Das Paar stellt, wenn es sich um eine Liebesbeziehung handelt, die höchstmögliche Steigerungsform dieser personenbezogenen oder persönlichen Kommunikation dar. Die persönlichste und ungehemmteste Kommunikation lässt sich nun mal am besten in der Dyade realisieren. Hier werden dann nicht nur andere Organisationen zur Umwelt, sondern auch der Rest der Familie, der gleichwohl als Inhalt in der persönlichen Kommunikation der Liebesdyade auftauchen kann. Die Steigerung der Intimität der dyadischen Kommunikation führt gleichzeitig zu einer Hemmung der familiären Kommunikation, denn nicht über alles Persönliche kann (oder sollte) in gleicher Offenheit in der Dyade und der Familie kommuniziert werden. Die Dyade einer Liebesbeziehung stellt die Kommunikationsform dar, die wie keine andere auf die Unverwechselbarkeit ihrer Teilnehmer angewiesen ist. In Organisationen können Teilnehmer ausgewechselt oder auch ausgeschlossen werden, ohne ersetzt zu werden, ohne dass die Organisation als Ganzes und vor allem ihre Funktion in irgendeiner Weise Schaden nehmen müsste, bzw. sich grundlegend verändern würde. In engeren Grenzen gilt das auch für Familien. Auch hier können Teilnehmer wegfallen (z. B. sterben) oder andere dazukommen (Geburt, angeheiratet ...), ohne dass dadurch prinzipiell und immer die Familie sich grundlegend verändern müsste, Schaden nähme oder gar aufhören würde zu existieren. Aber genau das ist der Fall bei einer Liebesbeziehung. Dort genügt der Wegfall eines (der beiden) Teilnehmer, um nicht nur diese Liebesbeziehung zu verändern oder zu gefährden, sondern die Liebesbeziehung aufzulösen. Für den Beginn einer Liebesbeziehung sind zwei Personen notwendig, für das Ende reicht einer.

Ein weiteres unterscheidendes Merkmal der höchstpersönlichen Intimbeziehungen der Liebe ist der Fokus der Aufmerksamkeit auf Störun-

gen der Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation. Ziel ist eine feste strukturelle Kopplung der Kommunikation mit den psychischen Systemen. An anderer Stelle (Retzer 2002) beschreibe ich dies als feste Kopplung von Erleben und Erzählen, die jeweils als Umwelten füreinander betrachtet werden können. Dadurch, dass versucht wird, in die Kommunikation einzubringen, was erlebt wird, wird »authentische Kommunikation« zum höchsten Wert. Die enge und feste Kopplung von Erleben und Erzählen kann bis zur Vorstellung der Auflösung der trennenden Grenze zwischen Erleben und Erzählen gehen. Dadurch soll das Erleben des einen das Handeln des anderen unmittelbar auslösen (Luhmann 1982). Anders ausgedrückt: Das Liebespaar wird ein Herz und eine Seele. Die Kommunikation wird gerade durch die enge Kopplung von Erleben und Erzählen mit dem Primat des Erlebens hoch affektiv (Retzer 2002). Es wird versucht, in die Kommunikation auch einzubringen, was erlebt wird, wenn man kommuniziert. Die Trennung zwischen Innen (dem Erleben) und Außen (der Kommunikation) ist aufgehoben. Schizophrene Klienten beschreiben dies mit ihren charakteristischen Symptomen als Gedankenlautwerden, Gedankenentzug oder auch Gedankeneingebung. Die abgrenzende Unterscheidung zwischen Innen und Außen ist aufgehoben oder zumindest durchlässig geworden. Nicht umsonst werden daher in der Liebeslyrik oft schizophrene Symptome im Sinne des Verlustes der Meinhaftigkeit beschrieben.

Im Gegensatz dazu lassen sich in unpersönlichen funktionalen Kommunikationssystemen psychische Systeme, d.h. das Erleben der Teilnehmer, meist so disziplinieren (inhibieren), dass sie den Überschuss an Informationen aus ihrer eigenen inneren Wahrnehmung (Unterschiede zwischen Erleben und Erzählen) nicht in die Kommunikation einbringen. Sie orientieren sich stärker an der Eigendynamik der laufenden Kommunikation als an der Eigendynamik ihres eigenen Erlebens. Die Kommunikation erscheint meist affektdistanziert. Als Zuhörer oder Teilnehmer an solcher Kommunikation hat man gelegentlich den Eindruck, dass zwar gut, d.h. funktional kommuniziert wird, aber gleichzeitig gelogen wird, bis sich die Balken biegen bzw. die Lüge im Schweigen liegt.

In beiden Kommunikationssystemen dupliziert der jeweilige Kommunikationscode alle Information. Der Kommunikationscode der Liebe befragt alle Informationen aus der Bedeutungssphäre der allgemeinen, unpersönlich konstituierten Außenwelt daraufhin, was sie für den Geliebten, für uns, die Liebenden, für unsere Welt, bedeuten und richtet entsprechend seine Kommunikation daraufhin aus.

Der jeweilige Kommunikationscode eines Funktionssystems befragt dagegen alle Informationen aus der Bedeutungssphäre meiner spezifischen, persönlich konstituierten Innenwelt daraufhin, was sie für mein gerade relevantes spezifisches Funktionssystem, als dessen Teilnehmer ich mich definiere, bedeuten, und ich richte darauf entsprechend meine Kommunikation aus.

In der Liebesbeziehung wird also die äußere Welt nach innen verarbeitet, ein Vorgang, den ich als Wiederaneignung der Welt bezeichnet habe. In Funktionssystemen wird die innere Welt nach außen verarbeitet, ein Akt der Veräußerung. In personenzentrierten Systemen muss die Welt zur Person gebracht werden, d. h. Welt hervorgebracht werden, in funktionsorientierten Systemen die Person zur Welt, d. h. Personen hervorgebracht werden.

So sehr eine solche intime, höchstpersönliche, ungehemmte und Exklusivität beanspruchende Kommunikation immer wieder sehnsuchtsvoll angestrebt wird, ist sie immer auch gefährdet. Um diese Gefährdung weiß man schon lange. Ihre wichtigste Gefährdung besteht in ihrer Radikalität. Sie ist ein soziales System, das keine Lauheiten und Mittelmäßigkeiten zulässt. In gewisser Weise ist es eben eine göttliche Systemform, die unmenschlich erscheinen kann und oft genug auch unmenschlich ist. Aber eine göttliche und zugleich asoziale Systemform, die gerade nicht gottgefällig und sozial kompatibel, sondern eine Gotteslästerung darstellt und zu sozialen Störungen führt.

Das macht aber nun gerade auch ihre Gefährlichkeit bzw. ihre Problematik aus, für wen oder was auch immer. In einem zweiten Teil werden diese Gefährdungen einer Liebesbeziehung und die Probleme der Liebe beschrieben. Der Kommunikationscode eines weiteren Kommunikationssystems der Paarbeziehung – die Partnerschaft – erzeugt ein zwar im Vergleich zur Liebesbeziehung gemäßigeres Kommunikationssystem, das aber auch wiederum seine Gefährdungen, Probleme und Tücken hat, die eingehend beschrieben werden.

(Anschrift des Verfassers: Priv.-Doz. Dr. med. Dipl.-Psych. Arnold Retzer, Heidelberger Institut für systemische Forschung und Therapie, Kussmaulstr. 10, D-69120 Heidelberg; www.ArnRetzer.de)

Summary

The couple: A systemic description of intimacy. Part I: Love.

The couple is defined in demarcation from family. The author describes the couple by the modern systems theory. The idea of the social system defined as

the person being part of the system is changed to the idea being the communication part of it. Multiple descriptions of systems of communication are possible now. The same couple can produce several systems of communication with several and often incompatible codes of communication. In this part the code of love is described. Several myths of love and their central functions are defined.

BIBLIOGRAPHIE

- Assmann, J. (1997): *Das kulturelle Gedächtnis*. München (C. H. Beck).
- DeLillo, D. (2001): *Körperzeit*. Köln (Kiepenheuer u. Witsch).
- Hegel, G. W. F. (1807): *Phänomenologie des Geistes*. In: Hegel, G. W. F. (1832–45): *Werke* in 20 Bänden. Bd. 3. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
- Hegel, G. W. F. (1817): *Vorlesungen über die Ästhetik II*. In: Hegel, G. W. F. (1832–45): *Werke* in 20 Bänden. Bd. 14. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
- Heidegger, M. (1927): *Sein und Zeit*. Tübingen (Niemeyer) 1963, 10. unveränd. Aufl.
- Hettlage, R. (1992): *Familienreport*. München (C. H. Beck).
- Jankowiak, W. (1995): *Romantic passion. A universal experience?* New York (Columbia Univ. Press).
- Jankowiak, W., E. Fischer (1992): A cross-cultural perspective on romantic love. *Ethnology* 31: 149–155.
- Kundera, M. (1997): *Identität*. München, Wien (Hanser) 1998
- Lévi-Strauss, C. (1962): *Das wilde Denken*. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Luhmann, N. (1982): *Liebe als Passion*. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Maron, M. (1996): *Animal triste*. Frankfurt/Main (S. Fischer).
- Retzer, A. (1992): *Die Geburt der Gewalt aus dem Geiste der Liebe*. In: Schweitzer, J., A. Retzer, H. R. Fischer (Hg.): *Systemische Praxis und Postmoderne*. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Retzer, A. (2002): *Passagen – Systemische Erkundungen*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Rougemont, D. de (1939): *Die Liebe und das Abendland*. Köln (Kiepenheuer u. Witsch) 1966.
- Sartre, J.-P. (1943): *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Reinbek (Rowohlt) 1987.
- Sartre, J.-P. (1952): *Das Spiel ist aus*. Reinbek (Rowohlt) 1976.
- Simmel, G. (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. In: Simmel, G. (1995): *Gesamtausgabe*, Bd. 11. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Stierlin, H., I. Rücker-Emden, N. Wetzels, M. Wirsching (1977): *Das erste Familiengespräch*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Strauß, B. (1981): *Paare, Passanten*. München, Wien (Hanser).
- Weber, M. (1919): *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart (Reclam) 1995.